

Papers and Preprints of the Department of Innovation Research and Sustainable
Resource Management (BWL IX), Chemnitz University of Technology

No. 10/2010

Das kulturhistorische Paradigma

Eine Anleitung zum Bau konsistenter
Theorien der Innovationsfähigkeit

Manfred Moldaschl

Juli 2010

Einleitung

„The ideas of economists and political philosophers, both when they are right and when they are wrong, are more powerful than is commonly understood. Indeed the world is ruled by little else. Practical men, who believe themselves to be quite exempt from any intellectual influence, are usually the slaves of some defunct economist. Madmen in authority, who hear voices in the air, are distilling their frenzy from some academic scribbler of a few years back. I am sure that the power of vested interests is vastly exaggerated compared with the gradual encroachment of ideas.” John M. Keynes (1936: 383).

Weil das Thema Innovation wirtschaftlich so bedeutsam ist, wird dazu immer mehr geschrieben und geforscht; vor allem ersteres. Weil ferner in reichen, westlichen, kapitalistischen, Gesellschaften die Ökonomie als Basis der Lebenssicherung paradoxerweise nicht unwichtiger wird, sondern alle Diskurse und Lebensbereiche immer feiner durchdringt, wird die Bedeutsamkeit des Themas noch einmal multipliziert. Damit wiederum wird Innovation zu einer so universellen Legitimationsfolie, daß jedes beliebige Anliegen damit beklebt wird oder beklebt werden muß, wenn man ihm Aufmerksamkeit verschaffen will. Ob diese sich selbst nährende Diskursblase in absehbarer Zeit platzen könnte, soll aber hier nicht mein Thema sein.¹ Vielmehr stellt sich die Frage, wie man gute von weniger guten Erklärungen für Innovationsprozesse unterscheiden soll, und wie man die Elefantillionen von „Prinzipien“, „Best-Practice“-Empfehlungen und „Gestaltungshinweisen“ zur gezielten Förderung und geregelten Beschleunigung von Innovationen einschätzen soll, die allseits so überreichlich angeboten werden, daß sie schon deshalb keinen Wert haben.

Einige Antworten auf diese Fragen gebe ich in drei Schritten. Im ersten diskutiere ich, um welche Arten von Neuerungen es in den Diskursen geht, und ob diese (technische, kulturelle, soziale, organisatorische etc.) alle mit den gleichen Mitteln behandelt werden können, also mit einer oder mehreren Innovationstheorien. Hierzu hatte ich im Beitrag „Innovation in sozialwissenschaftlichen Theorien“ (Papers 8/2010) die These vertreten, es gebe faktisch keine sinnvollen Innovationstheorien. Vielmehr müsse man jeweils von einer Theorie des Gegenstands, etwa der Gesellschaft, Wirtschaft, Organisation ausgehen, wenn deren jeweilige Neuerungen erklärt werden sollen. Ferner hatte ich dagegen argumentiert, alle Formen des Wandels in Wirtschaft und Gesellschaft als „Innovationen“ zu klassifizieren, da es nicht ohne Grund verschiedene Begriffe hierfür gibt.

In einem weiteren demnächst erscheinenden Text portraitiere ich allgemeine Erklärungsmodelle von Neuerungsprozessen sowie einige Theorien der Innovationsfähigkeit. Der vorliegende Text liegt dazwischen. Er skizziert eine sozialwissenschaftliche Denktradition, die mir am geeignetsten erscheint, Neuerungen zu erklären, oder besser, entsprechende Erklärungsmodelle zu generieren, die auch die retardierenden Kräfte erfassen können. Ich nenne dieses bzw. solche Denkmuster *generative Grammatik(en)* für den Bau von Theorien. Von welchen

¹ Für einen Lehrstuhl mit der Widmung Innovationsforschung ist es ohnehin weniger ein Problem, eher vorteilhaft. Etwa so, wie für Medientycoon Rupert Murdoch die Ausschaltung von (Meinungs)Wettbewerb; ihm wird der Satz zugeschrieben: Monopole sind was Schreckliches – es sein denn, man hat selber eins.

aus meiner Sicht weniger geeigneten Denktraditionen sich das kulturhistorische abgrenzt, wird, auch wenn ich sie nicht eigens diskutieren werde, nebenbei deutlich werden. Ferner will ich vorliegenden Beitrag nicht die Bauanleitung in die Tat umsetzen, sondern zeigen, welchen bestehenden Forschungsansätzen und Erklärungsmodellen (die andernorts gerne als „Innovationstheorien“ bezeichnet werden) sie mehr oder weniger zugrunde liegt.

1 Paradigmen: Erkenntnisquellen und Innovationsbarrieren

Beginnen wir weit unten, am Boden. Theorien, die Neuerungen, z.B. wirtschaftlich relevante Innovationen erklären, haben bestimmte Muster, nach denen sie sich vergleichen und unterscheiden lassen. Ein paar davon haben wir im genannten Beitrag schon besprochen, etwa solche, die mehr auf Handeln und Kreativität setzen versus solche, die systemisch argumentieren. Einige wachsen auf demselben Boden, andere gedeihen nur auf anderen Böden. Für den gemeinsamen Grund und Boden weltanschaulicher Annahmen, die in die Theoriebildung einfließen, ohne dort notwendig in Erscheinung zu treten, hatte Thomas Kuhn den Begriff des *Paradigmas* eingeführt. Sein berühmtes Buch *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (1962/1967) thematisiert die fundamentalste Ebene von Neuerungen in modernen Gesellschaften: die der weltanschaulichen Koordinaten jener Akteure, die man für Entdeckungen zuständig erklärt: Wissenschaftler bzw. „die Wissenschaft“.

Hiervon ausgehend beobachten wir die Erklärung von Neuerungen quasi auf zwei Ebenen. Auf der ersten geht es um Theorien, die beispielsweise erklären wollen, wie es zu neuen Organisationsformen in Unternehmen kommt, und warum ggf. nicht. Auf der zweiten werden diese Erklärungsmuster selbst zum Gegenstand. Wann kommen sie warum auf und setzen sich durch, oder eben nicht? Fragt man also auf der theoretischen Ebene, wie Praktiker Innovation „machen“ oder verhindern (Innovationsbarrieren), fragt man auf der paradigmatischen, wie Wissenschaftler ihre Erklärungsmodelle machen, erneuern – oder eben nicht machen können (Erkenntnisbarrieren) oder gar verhindern (Politik). Allerdings sind die Erklärungen auf beiden Ebenen über den *Zeitgeist* verbunden, wie es Keynes' einleitendes Zitats andeutet. Das drückt auch die Metapher des „Bodens“ aus. Man macht sich normalerweise keine Gedanken darüber, worauf man steht. Insofern ist die alte Zen-Regel *Achte auf das Stück Boden unter deinen Füßen* aus paradigmatischer Sicht gar nicht so sinnlos, wie sie der westlichen Mentalität erscheinen mag.

Mit dem Ansprechen alltäglicher, unhinterfragter Annahmen sind wir also nahe am Boden, also gerade nicht im höchsten Deutungshimmel, und damit weit unterhalb des üblichen Innovationsdiskurses. Dort geht es höchst selten um *Erklärungen*, sondern meist um *Anleitungen*. Die geistloseste und intellektuell abstumpfendste Form dieser Anleitungen trägt den Titel *Erfolgsfaktoren*. Daß „die Praxis“ häufig von „der Wissenschaft“ fordert, sie möge ihr solche Kausalfaktoren mit Erfolgsgarantie zur Verfügung stellen, kann man ihr gleich zweimal nicht vorwerfen. Zum einen stehen Praktiker meist unter erheblichem Handlungsdruck und erwarten von jenen öffentlichen Wissensproduktionsanstalten, die vom Handlungsdruck (dem unmittelbaren Zwang der Wissensanwendung) institutionell entlastet sind, ihnen das verfügbare

Wissen in einer Form aufzubereiten, die keine Lektüre von hunderten Seiten verquaster Geheimsprache erfordert. Zum anderen sind es große Teile der Wissenschaft selbst, die im positivistischen Wams der „Erfolgsfaktorenforschung“ auftreten. Wissenschaftler, die ihr Wissen also nicht nur in dieser Form anbieten, sondern auch so produzieren und womöglich die nachfragenden Praktiker zuvor selbst darin ausgebildet haben, dies als Ausweis von „Wissenschaftlichkeit“ zu akzeptieren. Und womöglich noch als alleinigen. Wenn von einer *Wissenschaft ohne Fallhöhe* die Rede ist, dann paßt das hier.

Die bis hierhin bereits genannten Begriffe für fundamentale Neuerungen – Entdeckungen, Revolutionen und Paradigmenwechsel – belegen noch einmal, daß es nicht nötig ist, sie alle zu „Innovationen“ zu degradieren. Gehen wir nachfolgend also auf die Denkmuster ein, die theoretischen Erklärungen für Neuerungen zugrunde liegen – und die selbst der Neuerung unterliegen. Der bekannteste Begriff für sie ist der des Paradigmas, samt dem des Paradigmenwechsels. Beide haben eine solche Entgrenzung erfahren, daß wir das erläutern – und eine Alternative erarbeiten müssen (1.1). Was paradigmatische Arbeit in der Wissenschaft leistet (1.2) und welche Restriktionen mit Denkformaten verbunden sind (1.3), werde ich anschließend behandeln, quasi in Selbstanwendung unseres Themas auf die Wissenschaft: Was fördert und was hemmt eine Erneuerung des Denkens? Weil die Antworten auf diese Fragen auch etwas mit der Vereinbarkeit (Kommensurabilität) oder Unverträglichkeit wissenschaftlicher Denkstile zu tun haben, ist dazu ein kleiner Nachtrag fällig (1.4).

1.1. Paradigmen, Paradigmenwechsel und der Wandel des Paradigmenbegriffs

Bei Kuhn beschreibt der Begriff des Paradigmas Vorannahmen, die v.a. zwei *Relevanzen* strukturieren: Was ist ein von der Wissenschaft zu klärendes Problem? Und was sind akzeptable Lösungswege? Ein Beispiele für die erste Relevanz hatte ich schon genannt: Theorien, welche die v.a. die Stabilität von Gesellschaften erklärungsbedürftig finden (oder erstrebenswert: Strukturalismen, Funktionalismen, Systemtheorien); und andererseits solche, die vor allem Wandel erklären oder erreichen wollen (Evolutionismen). Ein viele Disziplinen übergreifendes, heute dominierendes Relevanzmuster bezüglich akzeptabler Lösungswege könnte man so titulieren: Where are your Data? Der Zugang zu high irrigated journals, ja überhaupt die Anerkennung von Wissenschaftlichkeit, führt hier nur über das Hempel-Oppenheim-Schema, und seien die für den Modus der Hypothesenprüfung eingedampften Fragestellungen noch so läppisch. Denken Sie noch, oder messen Sie schon?

Es geht also um eine *Formatierung wissenschaftlichen Denkens*. Ein rekursiver Effekt der wissenschaftstheoretischen und wissenssoziologischen Diskussion seither ist, als Teil und zugleich verstärkt durch die konstruktivistische Wende (bzw. den „linguistic turn“, z.B. Rorty 1967/1992) in den Wissenschaften, daß die unterschwellige weltanschauliche Festverdrahtung wissenschaftlicher Positionen selbst immer mehr zum Thema wurde. Sie wurde quasi überschwellig, weniger fest verdrahtet und somit stärker der Reflexion (leider nur im Sinne von Begründung, nicht von Wahl) zugänglich. Man kann nach der Diskussion über die Theoriebeladenheit aller Beobachtung (bes. Hanson 1958; Feyerabend 1958/1978, eigentlich Kant 1787/1974: 83ff) nicht mehr allein über die Beobachtung als Prüfkriterium für den Wahr-

heitsgehalt von Aussagen sprechen. Man hat auch mentale Formatierungen des Beobachtens als zweite Ebene der Beobachtung immer mitzudenken. Wissenschaft wurde damit *reflexiver*, oder vorsichtiger: sie kann reflexiver werden, soweit sie die Bedingungen der Möglichkeit eigener Erkenntnis *immer wieder* zum Thema macht.

Auch die Überschrift dieses Kapitels trägt diese doppelte Bedeutung. Paradigmatisches Denken auf Ebene 1 heißt, daß Denken gar nicht anders möglich ist als auf einer *bestimmten* Grundlage, so wenig man von einem Standpunkt aus alle Perspektiven eines Gegenstands sehen kann; und so wenig man als Indianer denken und fühlen kann, wenn man nicht als Indianer gelebt hat (so der späte Wittgenstein). Auf Ebene 2 bedeutet es, sich der paradigmatischen Gebundenheit des Wahrnehmens und Denkens auf Ebene 1 bewußt zu sein, bei beobachteten Anderen und bei sich selbst. Damit läßt sich ein Stück mehr Reflexivität, Distanz oder Dezentrierung, also die Möglichkeit zu Relativierung und Alternativen gewinnen. Die ganze konstruktivistische Methodologie baut auf dieser Unterscheidung auf.

Den Begriff Paradigma verwende ich hier anders als Kuhn, der jeweils *ein* anerkanntes *disziplinäres* Denkmuster unterstellte („Normalwissenschaft“).² Nach dem „Gestaltswitch“ vom ins Wanken geratenen Bisherigen herrscht bis auf Weiteres das Neue. Der wissenschaftliche Diskurs sich hiervon gelöst und bezeichnet damit dauerhaft konkurrierende Denkmuster *innerhalb* einer Disziplin. Aber eben meist nur innerhalb. Ich meine damit mentale Schemata *unterhalb* von Theorie und auch unterhalb der Disziplinen (also disziplinübergreifende Schemata). Daher bezeichne ich solche auch anders: als *generative Grammatik der Theoriearbeit*. Kuhn selbst hatte den Begriff des Paradigmas aus der klassischen Grammatik entnommen (vgl. Kuhn 1962: 23). Den Begriff der generativen Grammatik aber hatte Noam Chomsky (1957, 1968) in die Linguistik eingeführt und sie damit seinerseits revolutioniert. Ein Sprecher kann danach mittels eines sehr begrenzten Satzes grammatischer Regeln unendlich viele sinnvolle Sätze bilden (was unsinnige nicht ausschließt).³ Chomskys Idee einer „universellen“ Logik, die darin angelegt sei, muß bzw. sollte man nicht mit übernehmen.

Von generativer Theoriegrammatik zu sprechen ist auch deshalb eine Alternative zum Paradigmenbegriff, weil dieser inflationiert wurde und heute weitgehend vernutzt ist.⁴ Weitere

² Imre Lakatos hat 1978 den Term *research programmes* vorgeschlagen. Dieser setzt den Konnex zwischen Disziplin und Paradigma nicht voraus. Er ermöglicht, die Divergenz von Denkweisen *innerhalb* einer Disziplin thematisieren, und zugleich Verwandtschaftsverhältnisse zwischen solchen verschiedener Disziplinen. Lakatos läßt die Kräfte Neuerung und der Beharrung also nicht nacheinander auftreten, sondern gleichzeitig, konfliktuell (dazu auch Feyerabend 1978a: 168ff.). Auch das aber entspricht nicht dem, was ich mit einer tieferliegenden generativen Grammatik meine. Daß den Wissenschaftlern selbst die (um im Bild zu bleiben) Regeln ihres Sprechens bewußtseinsmäßig nicht voll zugänglich sind, mag auch die abgemildert rationalistische Position von Lakatos (selbst ein Paradigma) nicht wirklich anerkennen.

³ Informatiker würden vielleicht die Metapher der „Entwicklungsumgebung“ bevorzugen – eine Art Metatool der Programmierung, mit dem sich praktisch unbegrenzt diverse Anwendungssoftware erzeugen läßt.

⁴ Kaum etwas wird heute, wo Marketing jegliche Alltags- und Wissenschaftskultur durchdringt, schneller diagnostiziert als ein *Paradigmenwechsel*. Dazu reicht schon, wenn eine Autofirma den Stil ihrer Werbung modifiziert oder ihre Karosserien statt eckig wieder ein wenig runder macht; oder wenn im Bildungswesen jemand nach ‚Disziplin‘ ruft. Es verhält sich wohl wie mit dem *Quantensprung*, unter dem sich sich selbst viele Wissenschaftler (außerhalb der Physik) etwas ganz Großes vorstellen. Es wird wohl noch „Lichtjahre dauern“, bis dieser Quantensprung in der Schüssel aufgeklärt wird ...

Alternativen wären der von Ludwik Fleck (1935/1980, als Kuhns wichtigstem Vorgänger) benutzte Begriff des *Denkstils*, Feyerabends *Denkformen* der Wissenschaft (1975) oder Larry Laudans Begriff der *research traditions* (1977). Sie sind eher in der Lage als Lakatos' „Forschungsprogramme“, nichtbewußte Vorentscheidungen zu thematisieren (also auch eher als Hans Alberts „primäre Theorien“, 1987). Damit passen sie auch besser zu jener institutionalistischen Perspektive, um die es unten gehen soll. Als allgemeinsten Begriff käme auch der des *Weltbilds* bzw. der *Weltanschauung* in Betracht. Er bezeichnet eine Gesamtheit von Ideen, Denkmustern und Werturteilen dies- und jenseits der Wissenschaft, die so teutonisch ganzheitlich ist, daß das Wort mangels Entsprechung in andere Sprachen übernommen wurde (ein schönes Gegengewicht zum ‚Blitzkrieg‘, dem das auch gelang).

1.2 Die Ordnung der Dinge - und das Ordnen

Denkstile sind, so ist aus den genannten Arbeiten zu folgern, unvermeidbar. Produktiv auch. Ohne Form ist keine Produktion möglich. Sofern nicht zu expliziten Axiomaten entwickelt, sind generative Grammatiken also keine absichtlich konstruierten Werkzeuge des Denkens, sondern deren Gestalt; wie eine Muttersprache, die man nicht wählt, weil man in sie hineingeboren wird. Oder wie Eigenschaften, die das Terroir einem Wein mitgibt, jenseits aller gezielten Intervention des Winzers. Kann man dennoch ihre „Leistung“ beurteilen? Natürlich, ebenso wie den Einfluß des Bodens auf die Qualität eines landwirtschaftlichen Produkts. Das mechanistische Weltbild etwa wird von immer weniger Wissenschaftlern (wenngleich noch zu vielen) als Grundlage ihrer Theorieentwicklung akzeptiert.

Wie alle Stile sind Denkstile Kulturen. Als solche haben sie auch den Vorteil, Angehörigen dieser Kultur ein bestimmtes Maß an Verständigung zu ermöglichen, ggf. auch stillschweigendes. Auch dann also, wenn sie nicht dieselbe Sprache sprechen; in unserem Fall nicht dieselbe Theoriesprache. Was viele Philosophen als Nebenfolge produktivitätssteigernder Arbeitsteilung stets beklagt haben, nämlich die Fragmentierung des Wissens bzw. der Perspektiven („Durch die Spezialisierung der Leistung geht jedes Bild des Ganzen verloren“ Lukács 1923: 115) wird durch den gemeinsamen kulturellen Erfahrungs- und Deutungshintergrund tendenziell gemildert.

Daß Denkstile erstens unvermeidlich sind und zweitens nicht nur beschränkende Eigenschaften haben, soll hier aber nicht mehr unser Thema sein. Vielmehr möchte ich hier auf die *paradigmatische Arbeit* eingehen, das Explizieren und Ordnen generativer Grammatiken und der mit ihnen erzeugten Modelle. Inwieweit kann die explizite Reflexion über vorthoretische Setzungen (Prä-missen) die Qualität von Theorien und von Diskursen verbessern? Das ist hier erste Frage.

Eine erste These dazu hatte ich oben bereits formuliert: Es unterstützt Theorieentwickler dabei, sich ihrer eigenen Vorfestlegungen bewußter zu werden, und damit ein Stück mehr *Reflexivität* zu gewinnen. Diese kann auf (mindestens) zwei Weisen nutzen. Zum einen, um mehr Distanz zu den Vorfestlegungen einzunehmen und sich nicht mehr so „unbedingt“ von ihnen leiten zu lassen, also mehr Freiheit, größere intellektuelle Freiheitsgrade zu gewinnen. Ich habe selbst z.B. Mühe gehabt, mich von jenem impliziten Humanismus zu lösen, der die Per-

spektive vieler Arbeits-, Personal- und Organisationsforscher leitet (der *sie* also im obigen Sinne *hat*). Diese eher über den Mechanismus der Selbstselektion in die genannten Professionen eingebrachte Wertorientierung sagt ihnen, daß arbeitende Menschen sich entfalten wollen, daß sie als Wissenschaftler für mehr Selbstorganisation und dergleichen in der Arbeitsgestaltung eintreten sollen, und daß sie das Ergebnis gut zu finden haben, falls es denn tatsächlich so kommt. Daß das auch eine Sozialtechnologie sein kann, ein Herrschaftsmodus, ein Verfahren, mehr aus den Menschen herauszuholen und sie gegeneinander auszuspielen (dazu Moldaschl, 2002, 2003) fällt Vertretern eines Rationalwahl-Paradigmas unendlich viel leichter. In ihrer Welt kämpft jeder gegen jeden. Die Gefangenen des Humanismus hingegen werden negative „Effekte“ der fremdorganisierten Selbstorganisation kaum dem Prinzip selbst zuschreiben, viel eher einer ‚schlechten‘ oder ‚falschen‘ Umsetzung (vgl. 1.3).

Die zweite und mindestens ebenso wichtige Möglichkeit, durch Selbstbeobachtung eigener Prämissen gewonnene Reflexivität zu nutzen, sehe ich in der Stärkung des Rückgrats gegen *theoretischen Opportunismus*. Der humanistische Organisationstheoretiker könnte ja auf die Idee kommen, seinen OE-Ansatz zu erweitern um ein Versatzstück aus der Principal-Agent-Theorie, welche die Interessenkonflikte im Prozeß der Dezentralisierung abbilden kann. Oder wie im Falle der Unternehmenstheorie: Vertreter der Competence-based View (CBV) versuchen, deren Interessenblindheit durch eine „Integration“ von Denkweisen der Neuen Institutionenökonomik zu kompensieren (so etwa Altiparmak 2001; Foss/Foss 2004). Das aber führt nicht zu einer besseren Theorie, sondern zu einem Theoriebrei, den man von anderen Theoriemüslis schwer abgrenzen kann. Ähnlich die späteren Arbeiten von Douglass North (z.B. 2005), der aus seiner wachsenden Kritik an neoklassischer Ökonomik nicht keine Abwahl folgen läßt, sondern immer neue kulturalistische „Erweiterungen“ (etwa Beeinflussungen des Rationalkalküls durch Konventionen), die sehr an Kuhns Darstellungen erodierender Normalwissenschaft erinnern. Bei einer Besinnung auf die Prinzipien der eigenen generativen Grammatik hingegen kann man von anderen Theorien (bzw. ihren andersartigen Beobachtungen) lernen, was man mit ihr übersieht, dann aber diese Lücke mit *eigenen Mitteln* zu füllen versuchen.⁵ Am Beispiel Unternehmenstheorie: Man muß Ordnung in die heterogenen Grundlagen der CBV bringen, damit er überhaupt konsistent und theoriefähig wird, um dann auf der gewählten Grundlage, die das erlaubt, ein Akteurskonzept formulieren.

Solche „Aufklärungsarbeit“ über eigene Prämissen oder jene anderer Theorien, auf die man positiv oder kritisch Bezug nimmt, macht die von der eigenen Brille vorgegebene Ordnung der Dinge überwindbar. Sie macht die „Dinge“ einem kritischen Ordnen zugänglich. Was Weick (1985) mit dem organisationstheoretischen Perspektivewechsel von „der Organisation“ zum „Organisieren“ ausdrückt, meine ich hier auf der paradigmatischen Ebene.

Das wiederum bietet - meine dritte These (nun zu den Theoriezipienten) - ein enormes pädagogisches Potential in der Lehre. Es ist eines der größten hochschuldidaktischen Probleme in den Sozial- und der Geisteswissenschaften, Studierenden haufenweise Theorien über denselben Gegenstand (Organisation, Management, etc.) vorzusetzen, ohne ihnen angemessene

⁵ Natürlich nur, wenn diese Basisannahmen das „hergeben“. In Fällen wie bei North ist es schwer vorstellbar, wie das neoklassische Modell das leisten sollte bzw. was dann von ihm übrig bliebe.

Hilfestellungen zu geben für das Ordnen und Einordnen, das Klassifizieren und Komplexität Reduzieren, und vor allem für das Verstehen des jeweils zugrundeliegenden Denkens. Wenn das mißlingt, treibt es die Studierenden mit großer Wahrscheinlichkeit eine ohnehin schon verbreitete Haltung der Beliebigkeit: *theoretischen Defaitismus*. Wenn jede Theorie etwas anderes sagt und Wissenschaft offenbar keine eindeutigen Antworten geben kann, dann kann und soll man sie nach den Prüfungen auch gleich wieder mental entsorgen. Um einem möglichen Mißverständnis vorzubeugen: Ich plädiere hier nicht für „eindeutige Antworten“, sondern für gute Erklärungen dafür, warum es solche nicht gibt, und warum sich die Antworten bestimmter Theorien sehr, die anderer Theorien aber kaum unterscheiden.

Was Paul Feyerabend (z.B. 1975) und Helmut Spinner (1974) in diesem Sinne als Haltung forderten, nämlich Methoden- und *Theoriepluralismus*,⁶ kann man auf diese Weise auch in ein didaktisches Programm übersetzen. Der Haken: HochschullehrerInnen müssen auch bereit dazu sein, statt die ohnehin illusionäre Strategie zu verfolgen, möglichst alle ihnen Ausgelieferten zu Jüngern jener Theorie und Vorfestlegung zu machen, mit der sie sich einst verheiratet hatten. Das wiederum setzt eine Souveränität voraus, die den Hochschulinsassen in ihren eigenen Sozialisationsprozessen eher ausgetrieben als eingepflegt wurde. Damit wären wir schon beim nächsten Thema: den Innovationsbarrieren bzw. den institutionell-mentalenen Erkenntnisbremsen.

1.3 *Depistemologie: Der Turm ist grade, die Welt ist schief*

Die Kehrseite dieses generativen Potentials und zugleich der Grund für die Attraktivität seiner Beschreibung in den Geisteswissenschaften ist: Es formatiert und begrenzt in seiner jeweiligen Struktur auch die Arten des Denkens, die in einer Sprache möglich sind.⁷ Paradigmen präformieren die wissenschaftliche Wahrnehmung, die Deutung von Befunden und die Formulierung von Fragestellungen. Durch Erfahrung sind sie nur schwer zu modifizieren – Erfahrung ist selbst theorieabhängig. Insofern gilt: *Nicht der Theoretiker „hat“ das Paradigma, sondern es hat ihn*. Eine Denkfigur, die Foucault für andere Wissensarten popularisiert hat.⁸ Das ist auch eine Erklärung für die von Kuhn und vielen seiner Vorläufer gemachte Beobachtung, daß wissenschaftliche Theorien eher mit ihren Vertretern aussterben, als durch Falsifikation abgelöst zu werden. Wo wir grade beim Sterben sind: Ein Vertreter des Rationalwahlparadigmas wird beispielsweise den Selbstmord einer Person kaum als Falsifikation seiner Nut-

⁶ auch Spinner übrigens nicht mit, sondern gegen Popper, vgl. dazu bes. Spinner 1978.

⁷ Damit meine ich hier nicht die spätpubertäre Sapir-Whorf-Hypothese, wonach man etwas nicht wahrnehmen kann, wofür man kein Wort hat. Kann man ein japanisches Gericht nicht schmecken, wenn man seinen Namen nicht kennt? Wem im Übrigen diese Argumentationsfigur der Ermöglichung und Beschränkung durch Struktur (hier Denkstrukturen) von Giddens her bekannt vorkommen: ja. Giddens ist freilich nicht deren Erfinder, sondern nur ein Vertreter des unten skizzierten kulturhistorischen Paradigmas, welches so argumentiert. Zweifellos ist er einer, der es besonders luzide herausgearbeitet hat.

⁸ Foucault, der einen Lehrstuhl für die *Geschichte der Denksysteme* am Collège de France hatte, stellt mit seiner Genealogie der Subjektivierungstechniken bzw. seiner „Archäologie des Wissens“ Methoden vor, deren Brauchbarkeit für die Analyse der Innovationsfähigkeit von Denksystemen eigens zu diskutieren wäre.

zenthorie deuten, sondern darin nur eine besondere Variante des Nutzens suchen – und sicher eine finden.

Die Vorstellung, daß in den Sozialwissenschaften, die sich fast geschlossen zu Poppers schöner neuer Falsifikationswelt bekennen, tatsächlich nach ihr gehandelt und Theorien womöglich sogar verworfen würden, wenn ihnen ein Befund entgegensteht, könnte von Lewis Carroll oder Jerry Lewis stammen (hier lasse ich mich aber gerne durch reale Beispiele korrigieren). Eine im Sinne von Argyris und Schön (1978) typische und sehr krasse Differenz von espoused theory und theory-in-use, auch wenn es hierfür natürlich auch rationale Gründe gibt.

Daß sich die Verwendung des Paradigmenbegriffs seit seiner Einführung auch noch vom wissenschaftlichen Kontext abgelöst hat (so weit, daß Kuhn ihn gegen Ende seiner Laufbahn nicht mehr verwenden wollte, vgl. Kuhn 1978)⁹, sehe ich konditional positiv. Gerade, wenn man mit Feyerabend Wissenschaft nicht bedingungslos als bestmöglichen Erkenntniszugang gelten lassen, ihr also kein prinzipielles Erkenntnisprivileg zubilligen will, dann entfundamentalisiert sich auch die Differenz zwischen wissenschaftlichen und Alltagstheorien sowie zwischen wissenschaftlichen und alltagsweltlichen Axiomatiken. Dann kann man die impliziten Teile beider auch mit gleichen Mitteln beobachten (z.B. Hoff 1992, allgemeiner Mannheim 1924/1980). Was man in der wissenschaftlichen Praxis als einer sozialen Praxis beobachtet hat an *Tendenzen der Immunisierung*, an *organisationaler und psychischer Inertia*, *blinden Flecken*, *Erkenntnisbarrieren*, *kognitiver Hysterese* und *mentaler Pfadabhängigkeit*, das läßt sich in ähnlicher Weise überall beobachten.

Den Korpus an Wissen, den die sozialwissenschaftliche Forschung in gut hundert Jahren zu Phänomenen der Erfahrungsresistenz zusammengetragen hat, habe ich an anderer Stelle als *Depistemologie* bezeichnet – als Kunde von den Erkenntnisverhütungsmitteln (Moldaschl 2009, 2010a).¹⁰ Depistemologie ist nicht das Gegenteil einer generativen Grammatik des Denkens und Handelns, die – während letztere Erklärungen für die Produktivität des Geistes liefert - alles Beschränkende, Betäubende und Verschleiende mit ganz anderen Mitteln erklärte. Sie ist lediglich eine Sammlung von Wissen über die Effekte der Form und Spezifität solcher Grammatiken, oder mit Foucault: dieser Dispositive. Dabei interessieren nicht die prinzipiellen epistemischen Beschränkungen (die Zukunft z.B. ist nicht vorhersehbar), sondern die situativen und relationalen (eine Organisation könnte z.B. etwas daraus lernen, daß Sie bei der Rekrutierung immer auf denselben Managertyp hereinfällt, tut es aber nicht).

Der Begriff knüpft natürlich am griechischen Begriff für Erkenntnistheorie an: Epistemologie. Er hebt hervor, daß Wissenschaftstheorie nur die Theorie der wissenschaftlichen Praxis ist, während das Problem des Erkennens von Erkenntnismöglichkeiten und –beschränkungen alle Felder menschlicher Praxis betrifft. Das Wort Depistemologie – auf Deutsch könnte man sie Erblindungstheorie nennen – focussiert speziell auf die Begrenzungen des Lernens. Eine

⁹ „Wenn ich Gespräche insbesondere zwischen Anhängern des Buches hörte, konnte ich manchmal kaum glauben, daß alle ... von demselben Buch sprachen. Ein Teil seines Erfolges, so muß ich mir mit Bedauern sagen, rührt daher, daß fast jeder alles herauslesen kann, was er will“ (ebd.: 389).

¹⁰ Eine Kunde bzw. eine –logie setzt natürlich eine Ordnung der Dinge voraus, eine Systematik des Wissens, die ich dabei und damit vorschlage.

skeptische Haltung gegenüber dem Erkenntnisprivileg der Wissenschaften ergibt sich quasi „von selbst“ aus der vom *philosophischen Pragmatismus* formulierten epistemologischen Tradition. Der amerikanische Zweig des pragmatistischen Denkens, insbesondere bei William James (1907/1977, 1909) und John Dewey (z.B. 1916) tendiert dabei zu einer letztlich optimistischen Epistemologie: wenn Menschen mit ihren Routinen auf Probleme stoßen, variieren sie die Routinen oder stellen, je nach Schwere der auftretenden Krise, ihre epistemischen Schemata in Frage. Das gibt es natürlich, und bestens bekannt machten diese Argumentationsfigur in den Organisationswissenschaften Argyris und Schön (1978) mit ihrem Konzept des *organizational learning*. Immerhin aber beschreiben die beiden darin aber auch *defensive Routinen*, die es weiter auszuarbeiten gilt.

Pragmatistisches Denken ist nicht auf den amerikanischen Pragmatismus beschränkt. Definiert man es so, daß das Gemeinsame im *epistemischen Primat der Praxis* liegt, gehören ihm auch die Praxistheorien von Marx, Bourdieu oder auch Giddens zu. Während aber Bourdieus eher übersozialisierendes Habituskonzept und Giddens' notorische Überzeichnung von Reflexivität ebenfalls wenig zum Verständnis von den Mechanismen der Erkenntnisverhütung beitragen, liefert Marx mit seiner Ideologietheorie Beispiele für eine andere Art von Erklärungen. Der Ideologiebegriff wäre übrigens auch eine Alternative zu dem des Paradigmas, würde er nicht (wie schon vor und nach Marx, z.B. bei Popper) als intentionales Legitimationskonstrukt verstanden, als Lügengebäude. Luhmann hat das, z.B. in seiner Abschiedsvorlesung, explizit anerkannt:

„Vor Marx war die Nationalökonomie eine Naturwissenschaft vom rationalen menschlichen Verhalten in wirtschaftlichen Angelegenheiten gewesen ... Marx stellt die Frage: wessen Wissen ist dieses Wissen? Und: wie kommt der Wissende dazu, sein Wissen zu glauben und nicht zu sehen, was man mit diesem Wissen nicht sehen kann. Wissen wird als Ideologie reformuliert, und der Grund des Nichtwissens wird darin gesehen, daß anderenfalls der Kapitalist seinen eigenen Untergang vor Augen bekäme: oder wie wir lieber formulieren würden: daß er anderenfalls die Paradoxie zu Gesicht bekäme, daß Überleben und Wachstum am Markt auf Selbstdestruktion hinauslaufe“ (Luhmann 1993: 7).

Wie ersichtlich, interpretiert Luhmann hier Marx letztlich doch durch seine funktionalistische Brille: es muß einen legitimatorischen Grund für das Nichtwissen geben, eine Funktion, die das Ignorieren erfüllt. So funktionieren Paradigmen eben. Marx aber hat einen anderen als den im von Luhmann unterstellten funktionalen Ideologiebegriff.¹¹ Marx hingegen fragt, welche Eigenschaften der sozialen Verhältnisse sie so erscheinen lassen, als handle es sich um rein sachliche, sachlich alternativlose und zeitlose Gegebenheiten. Seine Erklärungen für dieses Phänomen der „Verdinglichung“ bzw. für Ideologie sind zwar umstritten; was ihn aber wieder mit Luhmann eint ist die Einsicht

„Alle Wissenschaft wäre überflüssig, wenn die Erscheinungsformen und das Wesen der Dinge unmittelbar zusammenfielen“ (Marx 1894/1968: 825).

¹¹ der freilich den funktionalistischen um-zu-Interpretationen vieler „Marxisten“ ähnelt, z.B. bei der Erklärung der industriellen Reservearmee bzw. der Arbeitslosigkeit: die gebe es, *damit* das Kapital Druck auf die Löhne ausüben könne.

1.4 Nachtrag: Inkommensurabilität oder Anything Goes?

Wir könnten nun zu einem avisierten konkreten Paradigma übergehen, hätte ich nicht bislang etwas unterstellt, was umstritten ist: daß nämlich Paradigmen grundsätzlich und qualitativ verschieden seien. Es geht um die Frage der Vereinbarkeit oder Unverträglichkeit (*Inkommensurabilität*) wissenschaftlicher Denkstile. Das ist, seit Kuhn und Feyerabend diesen Begriff bzw. die Idee eingeführt hatten, bis heute umstritten. Warum ist das wichtig, bzw. was würde sich ändern, unterstellte man die Unvereinbarkeit nicht? Nun, die Frage in Abschnitt 1.2 war: Fördert es die Chance auf Neuerungen, wenn man heterogene Elemente aus unterschiedlichen Denktraditionen kombiniert, oder (wann) nicht? Ist es vielleicht sogar kontraproduktiv?

„Mit dem Problem der Inkommensurabilität betreten wir ein Gebiet, das voll ist von Fallgruben, Fußangeln, Schreckschüssen“, schreibt Feyerabend (1978b: 178) in einem Kapitel zu Kuhns „Trostbüchlein“, der *Structure of Scientific Revolutions*. Inkommensurabilität meint bei Kuhn die Unübersetzbarkeit von Begriffen einer wissenschaftlichen Theorie in die Begriffe einer anderen Theorie. Für Kuhn (1962) war klar: die neue „Normalwissenschaft“, die das alte Paradigma abgelöst hatte, ist mit diesem nicht vereinbar. Nimmt man die Ablösung der Newtonschen Mechanik durch Einsteins relativistische Physik als Beispiel, erkennt man schnell, wo eine „totale“ Abgrenzung schwierig wird: Raum und Zeit, Masse und Geschwindigkeit sind zwar prinzipiell nicht unabhängig, aber in irdischen Dimensionen ist das meist vernachlässigbar. Newtons Mechanik ist als Spezialfall in Einsteins Theorie enthalten. Da hier ein Erkenntnisfortschritt auszumachen ist, den Kuhn in seiner Beschreibung von Paradigmenwechseln nicht voraussetzt, sehen Kritiker beide Theorien eben doch als „rational vergleichbar“ und übersetzbar an.

Für Feyerabend (1978b: 184) sind sie komplett inkommensurabel, weil es nach Einstein nur noch Beziehungsbegriffe gibt (eben relativistische), keine absoluten mehr von Länge, Dauer, Masse und so fort. Er diskutiert das Problem an weiteren beliebten Beispielen wie dem ptolemäischen und dem kopernikanischen Weltbild, oder der Relativitäts- und der Quantentheorie. Letzteres ist interessanter, weil ja beide bis heute „inkommensurabel“ geblieben sind und zugleich beide zu den am besten bewährten physikalischen Theorien zählen. Die eine kann die großen bis hin zu den kosmologischen Beobachtungen erklären, die andere solche auf der subatomaren Ebene. Entscheidend ist, daß er Inkommensurabilität *anders* definiert als Kuhn, nämlich als „Wandel sinngebender Prinzipien“ und „als *deduktive Trennung*“ (ebd.: 180).¹²

In den Naturwissenschaften sind solche Unentscheidbarkeiten das weniger häufig als in den Sozialwissenschaften. Dort sind Kausalitäten seltener eindeutig nachweisbar, u.a. weil Akteure die Handlungen anderer unterschiedlich interpretieren und beantworten können; dies wiederum in Abhängigkeit von (variierenden) institutionellen Kontexten. So können hier mehrere Paradigmen dauerhaft konkurrieren. Nehmen wir als Beispiel den Vergleich einer Theorie des Rationalwahlparadigmas mit einer der kulturalistischen Tradition, sagen wir, Motivationstheorien. Würde erstere von ihren „sinngebenden Prinzipien“ ausgehen und daraus „deduzieren“, daß (a) eine Arbeitskraft per Anreiz zur Kooperation motiviert und (b) dabei ihr Opportunis-

¹² Zur Diskussion und Kritik bes. des Inkommensurabilitätbegriffs von Feyerabends vgl. Wendel 1990 (Kap. III: 126ff.).

mus kontrolliert werden muß“, würde letztere andere Annahmen treffen. Sie würde z.B. fragen, (a) ob und warum ggf. Motivierung durch Anreize notwendig wurde, ferner (b) welche Kooperationskultur besteht und wie sie entstand. Hier sind die anthropologischen Prämissen und die Zeitlichkeit der Perspektiven aus meiner Sicht inkommensurabel. Und das hat Auswirkungen auf praktisch jede weitere Deduktion.

Zurück zu unserem Beispiel aus 1.2: Sollte sich eine Unternehmenstheorie, die die zwar evolutiv angelegt ist, aber kein Akteurskonzept hat, bei einer Rationalwahltheorie bedienen, sobald sie auf ein Opportunismusproblem stößt? Das wäre so, als würden sich deutsche Richter, wenn Sie in einem Fall mit der Rechtsprechung anhand deutschen Rechts nicht weiterkämen, sich in diesem Fall am englischen Präzedenzrecht bedienen, oder gar, falls das besser paßt, an kongolesischem Stammesrecht. Ich fürchte, das könnte geschehen – wenn es nicht institutionell ausgeschlossen worden wäre, durch das deutsche Recht selbst und durch die professionelle Sozialisation deutscher Juristen. Mit anderen Worten: es würde die Systematik der Rechtsprechung zerschlagen und die Weiterentwicklung des eigenen Rechts be- oder verhindern. Die Folgerung: Man sollte von Paradigmen und von generativen Grammatiken nur dort sprechen, wo solche Inkommensurabilität überzeugend nachgewiesen werden kann.

Ein Problem bleibt: Wenn generative Grammatiken mehrere Komponenten haben, was sorgt dann für ihre innere Konsistenz, bzw., gibt es eine solche überhaupt? Oder soll man von generativen Grammatiken nur dann sprechen, wenn das gegeben bzw. zuschreibbar ist? Oder anders gefragt: Warum sollte ausgerechnet das Geflecht impliziter Prämissen irgendwelchen Maßstäben logischer Konsistenz entsprechen? Das lasse ich hier als Problem offen. Nach meiner Beobachtung ist es nur eine Minderheit von Theorien, die man klar *einer* generativen Grammatik zuordnen kann (die bessere Minderheit!). Der Normalfall ist eher der erwähnte theoretische Opportunismus, freundlich Pragmatismus genannt, weniger freundlich *Eklektizismus*. Damit sind wir wieder beim Ausgangspunkt: Nur wer das Annahmentandem von notwendiger Inkommensurabilität und den Vorteilen innerer Konsistenz teilt, wird Eklektizismus als Problem sehen (und im Diskurs dieses Wort verwenden). Die anderen werden die hübschere Vokabel gebrauchen (und sich damit verteidigen).

Das Nebeneinander von Paradigmen zu verteidigen, als Beitrag zur Erhaltung der quasi ökologischen Vielfalt wissenschaftlicher Perspektiven (z.B. Jackson/Carter 1991), scheint mir dagegen unsinnig. Zum einen ist die Divergenz der Denkstile ein Faktum, von dem wir ausgehen müssen, das wir gar nicht aus der Welt schaffen könnten. Nicht einmal argumentativ, solange wir keinen Bezugsrahmen haben, an dem man die Gültigkeit der Paradigmen messen könnte. Zum anderen muß man ihre Divergenz nicht verteidigen, sondern fordern. Insofern kann man, was Kuhn und Feyerabend in die Definition stecken (nur das, was unvereinbar ist, soll auch so bezeichnet werden) in eine *methodische Forderung* verwandeln: Arbeitet an Eurem Paradigma! An den axiomatischen Unterschieden, am Profil des Denkstils zu arbeiten, *ist* ein Beitrag zum epistemischen Pluralismus.

Bleibt zum Abschluß noch, die Überschrift dieses Abschnitts ein- und aufzulösen, in Form eines Plädoyers für unterhaltsame und lehrreiche Feyerabend-Lektüre. Am schärfsten kritisiert wird Feyerabend offenbar von jenen Leuten, die seine Texte nicht oder nur ephemere gelesen haben und sich stattdessen an seinem „*Anything Goes*“ abarbeiten. Es handelt sich zu-

meist um humorlose Leute, für die es vermutlich gar keinen Unterschied macht, daß er sich diese Formel beim selbst nicht ironiefreien Boulevard-Komponisten Cole Porter ausgeliehen hatte. Mit provokativem Bedacht, denn genau damit, mit ihnen hatte Spötter Paul gerechnet. Und so habe auch ich mit meiner Überschrift eine falsche Fährte gelegt: Inkommensurabilität *oder* Anything Goes sind aus Feyerabends Sicht keine Gegensätze. Letzteres ist als Slogan nur eine ironische Forderung nach *methodologischem Anarchismus*, also einer Haltung, die keine Forschungs*methodik* a priori ausschließt oder präferiert. Das richtete sich natürlich speziell gegen Popper, der in seiner Londoner Zeit wegen seines Auftretens dort auch den Spitznamen „totalitärer Liberaler“ trug. Wie Feyerabends Haltung zur Frage der Inkommensurabilität zeigt, tritt er aber eben nicht ein für *theoretischen Anarchismus* – einen Stil, den ich oben Opportunismus nannte. Zu so viel Unterscheidung scheinen manche nicht fähig oder nicht Willens zu sein.

2 Kulturhistorisches Denken - eine generative Grammatik innovationsfähiger Theorien

Unter einer „innovationsfähigen Theorie“ verstehe ich, siehe oben, etwa eine Organisations-*theorie*, die den Wandel von Organisationen mit erklärt anstatt sie zunächst statisch zu modellieren und sie dann mit einer „Innovationstheorie“ zu dynamisieren. Das ist nicht gleichbedeutend mit „Theorien der Innovationsfähigkeit“, soweit diese speziell die Fähigkeiten von Organisationen (oder Personen, Regionen, Gesellschaften) behandeln, sich zu wandeln; schließlich kann (in unserem Beispiel organisationaler) Wandel ja auch andere Ursachen haben, z.B. weltweite Finanzkrisen, Investment-Heuschrecken oder Hochwasser.

Zunächst werde ich erläutern, warum ich die generative Grammatik „kulturhistorisch“ nennen will, nach langer Alternativenabwägung (2.1). Im Anschluß portraitiere ich einige Wurzeln dieses Denkstils (2.2), um dann seine Axiome zu portraitiere (3). Ich sage portraitiere und nicht „setzen“, weil man sie zwar aus den verschiedenen Theorietraditionen dieses Denkstils zusammensuchen und herausarbeiten, quasi destillieren muß, aber ich hoffe, hier soweit als möglich nur als Chronist zu agieren.

2.1 Der Begriff als Programm

Mein Vorschlag war, von einem *kulturhistorischen* Denkstil zu sprechen. Er grenzt sich nur begrifflich, nicht inhaltlich von jenen Denkmodellen der Sozioökonomik ab, auf die sich auch Patzelt u.a. (2007) mit ihrem Vorschlag zu einem „Evolutorischen Institutionalismus“ beziehen. Das Adjektiv kulturhistorisch vermeidet die Assoziation mit biologistischen Begründungen und sagt aus, daß als Evolution hier als eine kulturhistorische verstanden wird. Das wiederum bedeutet, daß ein *qualitativer Formwandel* der Entwicklung menschlicher Gesellschaften unterstellt wird, eine Veränderung im Entwicklungsprinzip, bei dem sich die kulturelle von der phylogenetischen Evolution ablöst und bestimmend wird. Nicht mehr die Weitergabe von Genen und der in ihnen per Selektion und Retention gespeicherten Erfahrungen bestimmt

die menschlichen Potentiale, sondern das gesellschaftlich-kulturelle Erbe: Objektivationen des Handelns der eigenen und vorangegangener Generationen: Werkzeuge, Sprache, Symbolsysteme, Denktechniken, alle Arten von Institutionen.

Kulturhistorisch nennt sich auch eine Denktradition der Psychologie, die sehr viele Übereinstimmungen mit dem sozioökonomischen Denken hat und sich auch explizit auf einige seiner Vertreter beruft, ebenso auf den philosophischen Pragmatismus dazu. Doch nicht nur in diesem genealogischen Sinn ist der Begriff brauchbar. Er ist zweitens disziplinär weniger gebunden. ‚Kultur‘ könnte auch als Oberbegriff für den Gegenstand der Geistes- und Sozialwissenschaften dienen, und ‚historisch‘ ist nicht der Geschichtswissenschaft vorbehalten. Drittens schließlich benennt er inhaltlich maßgebliche Unterscheidungen zu den abgelehnten Paradigmen: Kulturen und Einbettungen, nicht individuell-rationale Entscheidungen stehen im Mittelpunkt. Handeln und Fühlen, Denk- und Identitätsformen werden als historisch spezifisch betrachtet, nicht als gegeben oder allenfalls phylogenetisch entstanden. Und vor allem: Praxis wird – in letzter Instanz – als Quelle der Erkenntnis angesehen, nicht Theorie, also Handeln, nicht Denken. ‚In letzter Instanz‘ soll heißen: Natürlich muß in Kreisläufen gedacht werden, auch wenn man fragt, woraus sich etwas entwickelt hat. Erst Theorie (jede Art von Deutungsmuster) schafft zwar die Möglichkeit, gemachten Erfahrungen Sinn zu verleihen; Theorien sind ihrerseits aber nur aus der Geschichte ihrer Praxis heraus zu verstehen.¹³

Folgt man nun weniger Kuhn als Fleck, Lakatos und Laudan, für die ein wissenschaftlicher Denkstil mehrere Komponenten hat – epistemologische, anthropologische, methodologische – dann hat unser nachfolgendes Portrait des *kulturhistorischen Denkstils* konstruktive Elemente auf den in *Tabelle 1* genannten drei Ebenen anzusprechen. Da ich nur diesen Denkstil portraituren will, muß ich hier auch auf das begrifflich Naheliegende verzichten, die evolutionäre Erkenntnistheorie (z.B. Popper 1973/1993; Riedl 1982) zu diskutieren. Von ihr und ihrer naturalistischen Anthropologie grenzt sich kulturhistorisches Denken dezidiert ab.

<i>Begründungsniveau</i>	<i>Komponenten</i>
Erkenntnistheorie, Anthropologie	Pragmatismus, Sozialkonstruktivismus
Methodologie, Wissenschaftstheorie	Methodologischer Kulturalismus
Gegenstandstheorie(n)	Evolutorische Institutionalismen

Tabelle 1: Ebenenspezifische Komponenten des kulturhistorischen Denkstils

Nachfolgend werde ich also die generative Grammatik des kulturhistorischen Denkstils skizzieren, ohne ihm eine systematische Genealogie zu unterstellen und dabei womöglich die wechselseitige Kenntnisnahme seiner einzelnen Phänotypen zu überschätzen. Auf einige seiner Wurzeln verweise ich nur kurz im nächsten Abschnitt. Ausführlicher befaße ich mich mit ihnen in einem nächsten Beitrag.

¹³ In diesem Sinn versucht paradigmatisches Denken, aus der Beobachtung einer verwirrenden Vielfalt divergenter Theorien zu einem Gegenstand in den Sozial- und Geisteswissenschaften „Sinn zu machen“.

2.2 Quellen des kulturhistorischen Denkstils

Wo fängt man an und wo hört man auf, wenn es um die Historie einer Denkweise geht? Am besten bei drei. Also werde ich nachfolgend drei typische Diskurse anführen, die diesen Denkstil repräsentieren. Da ihr Beitrag zur Erklärung von Innovationsfähigkeit noch ausführlicher herausgearbeitet werden soll, werde ich sie hier nur knapp umreißen. Alle drei habe ich oben bereits genannt: den philosophischen Pragmatismus¹⁴, die Sozioökonomik und die kulturhistorische Psychologie, besser bekannt als Tätigkeitstheorie.

Pragmatistische Philosophie repräsentiert vor allem die erkenntnistheoretische Komponente unseres „Bodens“. Sie leitet die Praxis der Menschen nicht aus ihrem Denken ab, sondern untersucht die Entstehung ihres Denkens aus Einbettungen in ihre gegenständliche und soziale Praxis (vgl. als guten Überblick Waschkuhn 2001).¹⁵ Was bei allem Denken in Einbettungen droht, nämlich Diagnosen einer Übermacht der Verhältnisse und damit die Unfähigkeit, sozialen Wandel zu erklären, macht der Pragmatismus durch seine Behandlung von *Kreativität* und *Lernen* wett. Die Menschen sind begabt, aus den praktischen Konsequenzen ihres Handelns zu lernen, das heißt, ihre Schemata zu ändern und neue Handlungen zu erproben. Und da das Handeln nicht a priori als individuelles verstanden wird, sondern als kollektiv eingebettetes, gilt das auch für die sozialen Institutionen (vgl. dazu Pape 1994 sowie Joas 1996: 290ff., wenn auch leider sehr viel sparsamer, als sein Buchtitel verspricht). Auf die von diesem Erkenntnisoptimismus weniger beleuchteten Begrenzungen des Lernens bin ich bereits im Abschnitt zur Depistempologie kurz eingegangen, ebenso auf ältere Praxeologien.

Auf diesen Pragmati(zis)mus greifen viele Vertreter der *Sozioökonomik* (socio-economics) dort zurück. Hier wird Handeln begriffen als *eingebettet* in jeweils spezifische institutionelle (soziale, kulturelle, rechtliche) Umwelten.¹⁶ Entwürfe dazu haben Theoretiker wie Weber, Schumpeter, Schmoller, Simmel, Veblen und Commons in den ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts vorgelegt.¹⁷ In den letzten zwei bis drei Dekaden formierte sie sich neu (z.B. Etzioni 1968, 1988; Bürgermeier 1994; Althaler u.a. 1995, Prisching 1995; Swedberg 1998), insbe-

¹⁴ Zur Abgrenzung vom Alltagsverständnis des Wortes wird diese Philosophie auch unter Weglassen des Adjektivs *Pragmatizismus* genannt.

¹⁵ Manche ziehen Parallelen zu Heidegger (ein Marx-Leser) und dessen Reflexion über die Bedeutung von „Ding“, „Zeug“ und „Werk“ „Zuhandenheit“ etc., wie Henning (2005) aber auch deren individualistische Lesart kritisierend.

¹⁶ Eine idealtypische Formulierung ihres Programms findet sich bei Hodgson (1998: 189): „By institutions, individuals are not merely constrained and influenced. Jointly with our natural environment and our biotic inheritance, as social beings we are constituted by institutions. They are given by history and constitute our socio-economic flesh and blood. This proposition must cohabit with the more widely accepted - and equally valid - notion that institutions, knowingly or unknowingly, are formed and changed by individuals.“

¹⁷ Nicht zufällig trägt Max Webers Hauptwerk den Titel *Wirtschaft und Gesellschaft*, und den Untertitel *Grundriß der Sozialökonomik* (1922/1972). Auf dem Begriff Sozial- bzw. Sozioökonomik sollte man bestehen, auch wenn die meisten ihrer deutschsprachigen Vertreter von „Sozioökonomie“ sprechen. In den Wirtschaftswissenschaften gibt es aber die sinnvolle Unterscheidung zwischen Ökonomie als Gegenstand und Ökonomik als der Wissenschaft davon.

sondere unter den Dächern der SASE, der EAEPE und der AFEE.¹⁸ Dem mehrdeutigen Charakter der sozialkulturellen Kontexte entsprechend kann die Sozioökonomik kaum als geschlossene Theorie gelten. Begreift man sie als Paradigma, so ist das kein Problem. Natürlich kann sie auch nicht die Sparsamkeit des neoklassischen Programms aufbieten. Die geringere Geschlossenheit ist der „Preis“, den sie für eine größere Realitätsnähe zu zahlen bereit ist. Die Sozioökonomik fächert sich mittlerweile weiter auf.¹⁹ Einige führen den („alten“) *Institutionalismus* Veblens und Commons fort (vgl. schon Burns 1931; Gruchy 1972; Übersicht bei Reuter 1994), andere den *Kommunitarismus* Etzionis oder den *embeddendess approach* Karl Polanyis (z.B. Granovetter 1985; Granovetter, Swedberg 2005), und der *evolutionären Ökonomie* (z.B. Hodgson 1998, 2004; Dopfer 2001; Herrmann-Pillath 2002; Foster/Metcalf 2003; Witt 2003). Letztere wird von Kubon-Gilke (1997) auch als kulturalistisch-reflexive Konzeption bezeichnet, doch unter ihrem Dach und Titel gibt es auch eher biologisch inspirierte Varianten, und solche, die sich von der ökonomischen Neoklassik weit weg wagen. Anhand der unten formulierten Axiome lassen sich die verschiedenen Varianten (aus)sortieren. Fast jede Richtung gründete eigene Zeitschriften²⁰, was nicht nur mit dem Kampf um die Freiheit des Ausdrucks zu tun hat, sondern auch mit der Ökonomie der Wissenschaft, wie Sozioökonomien das in Selbstanwendung rekonstruieren würden.

Die *kulturhistorische Schule der Psychologie* entstand in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts, in den Umbruchzeiten des revolutionären Rußland begründet von Lew Wygotski (z.B. 1934/1977, 1978)²¹. Im Mittelpunkt steht *Lernen*, als Koevolution von Denken und Handeln, ontogenetisch sowie „phylogenetisch“ im kulturhistorischen Verständnis: alle Denk- und Handlungsprozesse sind *vermittelt* durch *Vergegenständlichungen* früherer menschlicher Aktivität (materielle und symbolische, Zeichensysteme wie bei Peirce). Insofern ist auch Handeln und Denken nie allein kognitiv und nie allein individuell denkbar. Sie sind stets materiell und sozial eingebunden, über soziale Objekte und über die gesellschaftliche Arbeitsteilung bzw. die wechselseitige Abhängigkeit des Handelns. Waren die konkurrierenden Theorien und deren Paradigmen zunächst die Psychoanalyse mit ihrem latenten Biologismus sowie

¹⁸ *Society for the Advancement of Socio-Economics*, vgl. www.sase.org, und die *European Association for Evolutionary Political Economy*, www.eaepe.org; beide geben eigene Journals heraus; in Deutschland hat sich der Metropolis-Verlag (Marburg) quasi zur Bibliothek dieser heterodoxen Strömungen gemacht.

¹⁹ Andere werden nicht explizit weiterverfolgt, wie (m.W.) Schmölders Konzept einer *sozialökonomischen Verhaltensforschung* (1953, 1978). Dieses Konzept war im klassischen Sinne institutionalistisch, aber mehr auf Empirie als auf Theorieentwicklung gerichtet: „Handlungen sind weitgehend durch das Wirken von Gewohnheiten, Institutionen und sozialen Werten und Normen *kanalisiert* und *stabilisiert*; Gegenstand der Verhaltensforschung sind daher nicht nur die wirtschaftlich relevanten Verhaltensweisen und Einstellungen selbst, sondern alle sie beeinflussenden Faktoren, nicht nur die verhaltensbestimmende Situation, sondern auch die verhaltensklärende Motivation“ (Schmölders 1978: 9).

²⁰ z.B. die Association for Evolutionary Economics (AFEE), <http://www.afee.net>, und ihr Journal of Evolutionary Economics: www.springerlink.com/openurl.asp?genre=journal&issn=0936-9937; das Journal of Socioeconomics: <http://else.hebis.de/cgi-bin/sciserv.pl?collection=journals&journal=10535357>; oder in Deutschland die Zeitschrift Intervention: www.zeitschrift-intervention.de.

²¹ Texte, die im Stalinismus unterdrückt worden waren und erst viele Jahre nach dessen relativem Ende erscheinen konnten; eine gute aktuelle Übersicht ist mir nicht bekannt, weshalb ich auf jene von Leontjew (1973, 1975/1982) verweise. Eine problembezogene, aber nicht genealogische Rekonstruktion bietet Litsche (2004); weitere Darstellungen z.B. bei Matthäus (1999); Lurija (2002: 8ff) und Fichtner 2008 (79ff); kritisch dazu Schapfel (1995).

der Behaviorismus mit seinem Umweltdeterminismus, so positionierte sich die Tätigkeitstheorie später als Gegenentwurf zum Kognitivismus; einer Psychologie, welche die Welt allein im Kopf des Menschen sucht. Als *activity theory* erfuhr sie weltweit große Verbreitung, basierend auf Fortführungen durch Engeström (z.B. 1990, 2005), Rogoff (1998, 2003) und Wertsch (z.B. 1991). Ihre Bezüge zum philosophischen Pragmatismus arbeitete besonders Mietтинен heraus (z.B. 2009: 145ff). Die kulturhistorische Psychologie strahlte aus auf weitere psychologische Ansätze, wie den des „situierten Lernens“ (Suchman 1987; Lave 1988) und jenen der „Communities of Practice“ (z.B. Wenger 1998). Sie wurden über die Psychologie hinaus rezipiert, z.B. in wirtschaftswissenschaftlichen Arbeiten zu Wissensmanagement, Organisationslernen und zur Dynamik regionaler Wissensökonomien (vgl. Moldaschl, Stehr 2010).²² Ihre Bedeutung im Vergleich von oder in Verbindung mit einer (neo)Schumpeterianischen Ökonomik liegt auch darin, daß sie kreative Leistungen im Wirtschaftsprozeß ähnlich wie der Pragmatismus nicht vorrangig in einer heroisierten Unternehmerfigur sucht.

3 Axiome des kulturhistorischen Denkstils

Wenn ich nun die Prinzipien des kulturhistorischen Denkstils in eine generative Grammatik übersetze, also in grammatische Regeln der Theorieproduktion, verlieren sie natürlich und beabsichtigt den Charakter impliziter Vorfestlegungen. Sie können somit im klassischen Sinn als Axiome bezeichnet werden. Auf dem ersten bauen alle anderen auf.

(1) Wissenschaftliche Anthropologie: Statt anthropologische Annahmen der weiteren Theoriebildung und Forschung vorauszusetzen, sind sie selbst zum begründungspflichtigen Rahmen und zum Forschungsgegenstand zu machen.

Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande, meinte Goethe. Das erste aller Knopflöcher sozialwissenschaftlicher Theoriebildung ist die Anthropologie. Grundlegend für kulturhistorisches Denken ist folgende Annahme: Es gibt keine konstante, zeit- und gesellschaftsübergreifende ‚menschliche Natur‘. Die Bedürfnisse des Menschen und ihre Präferenzordnung sind - jenseits des Überlebensnotwendigen - nicht gegeben. Sie werden angeeignet, kulturell geformt, sozialisiert. In warenproduzierenden Gesellschaften werden sie zudem systematisch erzeugt. Rationalität ist nicht nur einfach beschränkt, sie ist vor allem nicht die alleinige Richtschnur menschlichen Handelns. Aus der sozialen ‚Natur‘ des Humanen ergibt sich, daß dieses mindestens ebenso durch (Vor)Bilder, Normen, Gewohnheiten, Gesinnung und Traditionen geleitet wird. Wenn das ‚menschliche Wesen‘ nicht außerhalb der Geschichte gestellt werden kann, dann kann Anthropologie damit weder einer philosophischen (spekulativen) Anthropologie noch einer naturwissenschaftlichen überlassen bleiben, die sich als Wissenschaft der Vermessung ausgegrabener Schädel versteht.²³

²² Eine ähnliche Programmatik der Arbeitsgruppe um Groeben (z.B. 1997, 2001), Psychologie sozialwissenschaftlich zu begründen, wurde von der Tätigkeitstheorie nicht zur Kenntnis genommen; von der sehr amerikanischen, individualistisch-kognitivistischen deutschen Psychologie war das ohnehin nicht zu erwarten.

²³ oder neuerdings der Vermessung der Hirnströme. Zur Geschichte der neoklassischen Anthropologie und ihrer angeblich nur methodologischen Unterstellung vgl. Manstetten (2000).

Die sogenannten bzw. sich so nennenden *behavioral economics* (z.B. Kahnemann, Tversky 1979, 2000) sind nur Varianten der So-ist-der-Mensch-Ökonomik; ein Versuch, die neoklassischen Unterstellungen, den Beuteindividualismus der ökonomischen Weltsicht zu retten, indem man die nicht mehr zu leugnenden „Abweichungen“ empirisch untersucht. Dies erfolgt im bisherigen (nobelpreisbeglaubigten) Denkmodus, von der „Gesetzmäßigkeit“ des „menschlichen Wesens“ auszugehen, zu der eben auch ein paar „Anomalien“ zählen (vgl. bes. Kahnemann et al. 1991), die selbst wiederum gesetzmäßig sein sollen. Hier treffen sich die Mainstreams zweier Disziplinen, Psychologie und Ökonomik, auf derselben paradigmatischen Grundlage: methodologischer Individualismus (also spekulative Anthropologie), Rationalismus und Positivismus.²⁴ Eine enge geistige Verwandtschaft, die einer Disziplin die andere leicht entbehrlich erscheinen läßt (so z.B. Frey 1990).

(2) *Methodologischer Kulturalismus: Die Alternative zum methodologischen Individualismus ist nicht der methodologische Kollektivismus oder Holismus.*

Die Alternative dazu kann folglich nicht sein, dem Rationalwahldogma einen humanistischen Glauben entgegenzustellen, wonach „der Mensch“ doch „von Natur aus“ auch „sozial eingestellt“ sei. Es muß heißen „von Kultur aus“, soweit und solange sich keine weltweite, kontextfreie und „ewige“ Gleichartigkeit menschlicher Subjektivität empirisch nachweisen läßt. Das Humanum ist historisiert, der Akteur wird als ebenso sozialisiert betrachtet wie die standardisierten Verhaltenserwartungen, denen er sich gegenüber sieht, und die Subjektivitätsform, innerhalb derer er seine eigene Subjektivität ausbildet. Diese kulturelle Vererbung determiniert den Einzelnen aber nicht.²⁵ Er ist kein homo sociologicus in dem Sinne, wie Dahrendorfs (1965) Term üblicherweise mißverstanden wird. Im individuellen und koordinierten Handeln werden permanent Objektivationen (Werkzeuge, Denkzeuge) benutzt und hervorgebracht, mitunter gezielt, im Gesamtergebnis aber kontingent. Wenn sich in unseren Gesellschaften viele Handlungsweisen mit dem homo oeconomicus-Modell beschreiben lassen, so belegt das für die kulturhistorisches Denken nur die Annahme: Diese Gesellschaften wurden so eingerichtet, daß dieses Verhalten so formatiert wird, sich z.B. lohnt. Nicht aber, daß es nicht anders sein könnte.

Den Begriff des methodologischen Kulturalismus hat Allan Gruchy in seiner *Reconstruction of Economics* (1987) geprägt, basierend auf einer Anthropologie des *homo culturalis*. Die anzustrebende Alternative zum methodologischen Individualismus ist nicht der „methodological collectivism or holism“ (Samuels 1972, ähnlich Petit 1993). Mit dem bloßen Gegensatz zur Erklärung der Welt aus den Handlungen der Individuen, die nun selbst aus dem großen Ganzen (Holismus) „abgeleitet“ werden, ist nichts gewonnen, außer der Verfügbarkeit einer kognitiven Alternative für die Rezipienten solcher Theorien (die aber schon mit Colemans methodologisch-individualistischem Modell der Mikro-Makro-Verknüpfung eine weiterge-

²⁴ letzteres nicht notwendig, nicht als unvermeidliche Folge des ahistorischen Denkens, aber faktisch.

²⁵ Ein prominentes Beispiel hierfür aus dem Bildungsbereich und hier einem der wenigen Felder, wo Deutschland führend ist, ist die „Vererbung“ sozialer Deprivation von Eltern (durch „Migrationshintergrund“, Langzeitarbeitslosigkeit o.ä.) als Bildungsarmut an die Kinder.

hende Idee hätten).²⁶ Maßgeblich für den methodologischen Kulturalismus ist vielmehr die Idee, daß das Mensch-Sein analysiert werden muß im Kontext der kulturellen Vergegenständlichungen, die jede Generation hervorbringt, auf der Grundlage derer ihrer Vorgänger. Hierbei spielt der Stand der gesellschaftliche Arbeitsteilung (Ausdifferenzierung) eine zentrale Rolle.

Leider gibt es auch hier unterschiedliche Verständnisse. In der vergleichenden sozialwissenschaftlichen Forschung wird er, ähnlich wie Garfinkels Ethnomethodologie, einem „methodologischen Nationalismus“ entgegengestellt (z.B. Zürn 2001), der die eigene Position bei der Untersuchung anderer nationaler Kulturen nicht von seiner eigenen dezentrieren kann. Mancher scheint unter „methodischem“ Kulturalismus den gesamten „cultural turn“ in den Wissenschaften zu verstehen (z.B. Janich/Hartmann 1996; Hartmann/Janich 1998; Reckwitz 2000). Wie bei allen hier genannten Axiomen ist also kontinuierliche Präzisionsarbeit nötig. Im Rahmen einer explizierten kulturhistorischen Grammatik ergeben sich Präzisionen allerdings im Verbund mit den anderen Axiomen.

(3) Ungleichgewichtsprämisse: Alles Leben ist dissipativ und interdependent; es beruht auf der Produktion und Aufrechterhaltung von Ungleichgewicht und ist dabei nicht als isoliertes denkbar; alle Wissenschaften des Lebendigen müssen hiervon ausgehen.

Leben heißt, es gibt eine systematische Differenz zur unbelebten Umwelt, die permanent aufrecht erhalten werden muß, durch Aufnahme von Energie, deren Verteilung (Dissipation) und Verarbeitung. Sterben heißt, die Dissipation hört auf und die Differenz erlischt. Eine Folge andauernder Produktion von Differenz bzw. Ungleichgewicht ist eine rekursive Ausdifferenzierung des Lebens. Die Wissenschaften des Lebendigen – Lebenswissenschaften und Sozialwissenschaften (einschließlich der Kultur- und Wirtschaftswissenschaften), haben es also mit „einem“ Gegenstand zu tun, der permanent seine Struktur verändert, jeweils im Austausch mit der unbelebten und der belebten Umwelt.

Kulturhistorisches Denken stellt daher nicht die Frage nach den Bedingungen von Stabilität und Gleichgewicht in den Vordergrund, sondern die nach den Triebkräften der Veränderung und den Formen der Kreation von Differenz. Von Interesse sind daher anabole und katabole Zyklen, der Aufbau neuer Potentiale, Innovationen und Wachstum, Krisen und Umbrüche der Evolution(en). Innerhalb der Wirtschaftswissenschaften findet man diese Idee z.B. in der *Neo-Schumpeterianischen Ökonomik* (z.B. Swedberg 1998; Hanusch/Pyka 2007), und eine schlichtere Version in der ressourcenorientierten Theorie der Unternehmung (RBV); hier nimmt man an, daß Unternehmen nach Monopolrenten (Nichtimitierbarkeit) streben und dadurch permanent die Besonderheitsproduktion antreiben (Differenzierung, Variation).

(4) Kultureller Evolutionismus: Es besteht eine fundamentale Differenz zwischen den Erklärungsweisen der Natur- und der Sozialwissenschaften, die einer qualitativen Differenz in den Entwicklungsprinzipien ihrer Erklärungsgegenstände entspricht.

²⁶ Prinzipiell halte ich es für problematisch, Holismus und Reduktionismus als Gegensätze zu diskutieren und etwa einen „moderaten methodologischen Holismus“ (Albert 2005) als Lösung vorzuschlagen. Warum dann nicht einen moderaten oder erweiterten Reduktionismus? Im Grunde ist jede Wissenschaft reduktionistisch, versucht sie doch aus der Vielheit der dynamischen Interdependenzen der Welt die aus ihrer jeweiligen Sicht für wichtig gehaltenen gegenüber anderen herauszuheben. Holismus und Reduktionismus können nicht definiert werden, sie taugen als nur als Tendenzbegriffe im Kampf von scientific communities gegeneinander.

Der Unterschied zwischen den Naturwissenschaften vom Leben und den Kulturwissenschaften liegt dort, wo sich die kulturhistorische Entwicklung der Menschheit von der phylogenetischen Evolution ablöst und eine gänzlich andere „Natur“ annimmt. Dort also, wo die Erfahrungen nicht mehr genetisch transportiert und epigenetisch interpretiert werden, wo Erfahrungen in Form von kultureller Artefakte (Werkzeuge, Symbole, Erkenntnisse, Wissen, Beziehungsformen, Organisationsweisen) weitergegeben *und akkumuliert* werden, und wo die Populationsentwicklung also nicht mehr mit den „Gesetzmäßigkeiten“ von Mutation bzw. Variation, Selektion und Retention beschrieben werden kann. Das ist das Ende der (Natur)Gesetzlichkeit im Typus der Erklärungen. Kulturhistorisches Denken ist unvereinbar mit der Annahme von „Gesetzmäßigkeiten“ in Wirtschaft und Gesellschaft, die unveränderlich und universal (kontextunabhängig) gelten. Ideen, Institutionen, Subjektivitäten und Praktiken sind kontingent - sie gehen in Prozessen der Ko-Evolution aus einander hervor.²⁷

(5) Evolutorischer Institutionalismus: Die maßgebliche Form immaterieller kultureller Vererbung ist die Bildung von Regeln – Regelmäßigkeiten des Verhaltens und Verhaltenserwartungen, die sich wechselseitig verstärken, Normen und Sanktionsregeln, verbindliche Sinnzuschreibungen etc.

Das Ende der Kausalgesetzlichkeit ist nicht der Eintritt ins Reich der Beliebigkeit. Kultureller Evolutionismus impliziert die Denkfigur der historischen Kontingenz, variantenreich benannt als *Pfadabhängigkeit, Lock-In, Trägheit* oder *Hysteresis*. Die jeweils unabsichtlich und/oder bewußt geschaffenen Realitäten präformieren die Möglichkeiten weiterer Entwicklung, d.h. die Gestaltbarkeit der Institutionen und die Variationsbreite der Subjektivitäten ist daher jeweils beschränkt. Deshalb kann aus kulturhistorischer Perspektive auch nicht unterstellt werden, vorgefundene Ordnungen stellen jeweils rationale Optima von Koordinationsproblemen dar, hervorgegangen Selektionsprozessen, die damit zum nicht weiter hinterfragbaren „Wahrheitskriterium“ hypostasiert werden.²⁸ In einer kulturhistorischen Denkgrammatik entstehen Pfade, indem sie begangen werden, und Regeln, indem sich Handlungen wiederholen, sich dabei aufeinander beziehen - ohne daß dies Alternativlosigkeit beweist.

Die institutionalistische Denkweise ist das Komplement zur Denkfigur der Indeterminiertheit kultureller Evolution. Freilich ist nicht jeder sozialwissenschaftliche Institutionalismus (ökonomische also eingeschlossen, mit kulturhistorischem Denken kommensurabel. Jener der Neuen Institutionenökonomik beispielsweise ist es nicht, und auch der soziologische Neoinstitutionalismus ist es nicht in allen Varianten. Kommensurabel sind nur solche konkreten Institutionalismen, welche die Entstehung und den Wandel der jeweils in den Blick genommenen Institutionen mit erklären, und dies unter Beachtung der oben formulierten Prämissen.

²⁷ Veblens Kritik an der Ökonomik als einer nicht-evolutorischen Wissenschaft (1898) machte ihn für viele zu einem Vater der evolutorischen Ökonomik. Für die Politikwissenschaft und die Politische Ökonomie reklamiert Patzelt (2007) einen „Evolutorischen Institutionalismus“. Ihn verbindet er mit der Forderung nach einer Rehistorisierung der Sozialwissenschaften, die ihnen „kein naturwissenschaftliches Kuckucksei ins Nest legt. Im Grunde kehrt ja nur eine von den Begründern naturwissenschaftlicher Evolutionstheorie den Sozialwissenschaften entlehnte historische Denkweise in ihre angestammte intellektuelle Heimat zurück“ (ebd.: 10).

²⁸ Ähnlich der Leninismus, der die Praxis zum Wahrheitskriterium der Theorie macht, oder Funktionalismus und Rationalismus, wenngleich sie auf unterschiedlichen Wegen zu dieser Annahme gelangen. Rationalisten entsprechen jenen Optimisten, zu denen James B. Cabell (1926/1971) seine Romanfigur Coth sagen läßt: „The optimist proclaims that we live in the best of all possible worlds; and the pessimist fears this is true.“

Im Grunde ist das Denkmodell des Institutionalismus im Prinzip des Kulturellen Evolutionismus enthalten. Es ist nur der Diskurspraxis geschuldet, dem Bedeutungszuwachs institutionalistischer Positionen, es hier in dieser Form herauszustellen.

(6) *Sozialer Konstruktivismus - sinnverstehende Wissenschaft: Theorien auf der Basis kulturhistorischer Prämissen sind konstruktivistisch in einem bestimmten, also eingeschränkten Sinn; sie untersuchen die individuelle Sinnggebung und deren gesellschaftliche Formate als Rekursion.*

Aus den beiden obigen Prämissen folgt zwingend, daß Theorien auf kulturhistorischer Basis stets zur Kategorie der sinnverstehenden Wissenschaft zählen (auch interpretatives Paradigma genannt).²⁹ Elemente wirtschaftlichen Handelns sind auch Deutungen, Erwartungen, Gefühle, Bräuche, Interessenkonstellationen, Konventionen, Moden und Recht, also soziale Regeln. Diese Regeln sind sozial, nicht individuell konstruiert. Sie sind (auch) symbolische Ordnungen, Sinnsysteme, die den Individuen Deutungen und Bewertungen der Welt anbieten. Es kann damit aber nicht a priori irgendeine Konvergenz zwischen dem individuellen oder sozialen Sinn von Handlungen und dem Zweckprogramm der Regeln unterstellt werden. Symbolische Ordnungen entstehen nicht nur beabsichtigt durch intentionale Übereinkunft (rationale Konvention), sondern auch kontinuierlich und unbeabsichtigt als emergente Effekte der sozialen Interaktion; eine Idee des symbolischen Interaktionismus.

Kulturhistorische Sozialwissenschaft geht also davon aus, daß sie es erstens mit ‚sozialen Konstruktionen‘ zu tun hat. Das Verstehen sozialer Phänomene wie auch individueller Handlungen kann somit nicht primär am einzelnen Subjekt ansetzen, wie in der subjektivistischen Ökonomik, weil die Subjekte die Welt nicht nur vermittelt über ihre Präferenzen und Erfahrungen deuten, sondern über soziale Objekte (Denkweisen, Zeichensprachen), also mit gesellschaftlich vorgefertigten Bedeutungen (doppelte Hermeneutik).³⁰ Damit werden Erklärungen jenseits der Dichotomie von Subjektivismus und Objektivismus bzw. rationaler Handlungstheorie und Funktionalismus angestrebt. Sie geht zweitens davon aus, daß soziale Sinnsangebote individuelle Weltdeutungen nahelegen und wahrscheinlich machen, sie aber nicht determinieren; Deutung ist per se ein nicht komplett determinierbarer Akt. Drittens: die Deutungen haben praktische Konsequenzen, ganz gleich, wie angemessen oder weltfremd sie auch sein mögen (Thomas-Theorem); abgesehen von der Frage, woran die Bewertungen der Weltnähe selbst festzumachen wäre. Viertens schließlich ist die Perspektivität der Weltwahrnehmung durch Subjekte und Kollektive unvermeidlich.³¹

(7) *Primat der Praxis: Die im genealogischen Sinn primäre Quelle der Erkenntnis ist die Praxis, nicht die Anschauung, nicht die Kognition.*

²⁹ Man kann die Beziehung, wie Kersten Reich (z.B. 1998; 2001), auch vom Konstruktivismus her beschreiben; so arbeitet Reich z.B. die konstruktivistischen Momente bei Dewey heraus. Allerdings ergäbe sich daraus aus meiner Sicht kein kommensurables Paradigma, was letztlich auch Reich mit Verweis auf die Unterschiedlichkeit der Konstruktivismen eingesteht. Abgebildet mit den Mitteln der Mengenlehre abgebildet ergäben sich also überlappende Kreise von Basisannahmen, deren nicht überlappenden Flächen viel größer sind.

³⁰ Das ist auch der maßgebliche Grund, warum die Psychologie als eine vom kognitiven Individualismus beherrschte Disziplin wenig zum Verständnis der Subjektivität und noch weniger zum Verständnis (anderer) sozialer Phänomene beitragen kann.

³¹ Methodologisch kommt das im zweiten und im achten Axiom zum Ausdruck.

Aus dem zuvor genannten Grund ist die Unterscheidung von Konstruktivismus und *Sozialkonstruktivismus* aus kulturhistorischer Perspektive sinnvoll. Letzterer schlägt die Brücke zwischen einer realistischen und einer relativistischen Erkenntnistheorie (radikaler Konstruktivismus) über das Konstrukt der sozialen Praxis. Der Sozialkonstruktivismus ist selbst eine *praxisphilosophische* Richtung der Sozialtheorie³², die Berger und Luckmann (1966/1980) ausgehend von Alfred Schütz wissenssoziologisch entfaltet haben, Kenneth Gergen (z.B. 1991, 1998) methodologisch für die Psychologie. Im Gegensatz zu den *zirkulären* Denkweisen des radikalen Konstruktivismus, in denen sich nur Kommunikationen auf Kommunikationen bzw. Wahrnehmungen auf Wahrnehmungen beziehen, wird hier eine *evolutionäre* Perspektive eingenommen, in der sich Konstruktionen immer wieder im Durchgang durch soziale Praxis (bzw. die „Alltagswelt“ bei Berger/Luckmann) bewähren müssen – wo sie auch aussortiert werden können. Dies darf aber, siehe oben, nicht als Wahrheitskriterium mißverstanden werden.

Pragmatistische Epistemologie versteht Subjektivität und Erkenntnispraxis nicht als Abfolge rationaler Entscheidungen und Folgerungen, sondern als Strom von Erfahrung, den das Handeln im Kontext generiert. Sozial „vorgefertigte“ Deutungsmuster wiederum werden nur dadurch handlungswirksam, daß sie im praktischen Handeln angeeignet werden. Da Aneignung immer konkret ist (Kontext), enthält sie stets die Möglichkeit der Variation, der Innovation und des Scheiterns. Institutionalisierung entsteht Pragmatisten zufolge aus der Habitualisierung von Handlungen (Berger/Luckmann 1980: 58), welche die Individuen von der „Bürde der Entscheidung“ entlastet (ebd.: 57) und damit freie Kapazität für Kreativität (Innovation) schafft. In gleicher Weise beschreiben das die psychologische Handlungstheorie (z.B. Volpert 1999), die Tätigkeitstheorie (s.o.), die Theorie des Organisationslernens von Argyris und Schön (1979), die Strukturierungstheorie von Giddens (1988) und der ebenfalls schon genannte philosophische Pragmatismus (Dewey, James, Peirce, Mead, Rorty). Eine weitere Traditionslinie kann von Bourdieu über die Frankfurter Schule zu Marx zurückverfolgt und bis Sokrates verlängert werden.³³

(8) *Das Wesen des Sozialen ist politisch.*

Kulturhistorische Sozialwissenschaft geht (auch in praktisch allen zuvor genannten Axiomen) von der Vorstellung einer differenzierten Gesellschaft aus, deren maßgebliches Differenzierungsprinzip die gesellschaftliche Arbeitsteilung ist – nicht nur in der Erwerbssphäre. Das wiederum bedeutet, daß die Individuen mit hoher Wahrscheinlichkeit unterschiedliche Positionen, Rollen, Funktionen, Interessen und Bedürfnisse entwickeln. Individuen werden feststellen (rational, sofern ihnen das nicht die sozialen Sinnsysteme vermitteln), daß sie ihren Interessen und Bedürfnissen gemeinsam mit Anderen eher Geltung verschaffen können als allei-

³² Der aktuelle Sprachgebrauch hat auch den Begriff der Philosophie so weit amerikanisiert und entwertet, daß ganz neue Mißverständnisse entstehen können; so wirbt etwa eine zahnärztliche Gemeinschaftspraxis mit ihrer „Praxisphilosophie“: „Zähne sind ein wichtiger integraler Bestandteil eines ästhetischen Gesichtsausdrucks ... über die reine Kauleistung hinaus. Für den modernen Menschen verkörpern schöne Zähne Vitalität, Jugend, Gesundheit, sympathische Ausstrahlung, Lebensqualität und Durchsetzungskraft.“ Da kann man nur kraftvolles Zubeißen im alltäglichen Konkurrenzkampf wünschen.

³³ allerdings nicht in jenem verhängnisvollen objektivistischen Sinn, mit dem der dogmatische Marxismus die mit ihm verbundenen Teile der Praxisphilosophie diskreditierte.

ne. Wenn das Soziale die Gestalt von Regeln auf zwei Ebenen hat (solche der Interaktion und der Deutung), so besteht das Politische darin, daß beides aufgrund der sozialen Differenziertheit peranent umkämpft ist. Auch wenn es ein gemeinsames explizites Verständnis des Politischen weder in der Politikwissenschaft gibt (vgl. v. Alemann 1995) noch in den anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen, so lassen sich doch in den Diskursen zwei Grundbedeutungen ausmachen. Die erste bezieht sich auf die gesellschaftliche Verfassung, die politische Konstitution des Staates und der Wirtschaft (*polity*), die andere auf das organisierte Interessenhandeln, die Kämpfe gesellschaftlicher Gruppen um die Durchsetzung oder zumindest Berücksichtigung ihrer Interessen (*politics*). Kulturhistorisches Denken kommt ohne zumindest eine dieser Dimensionen des Politischen nicht aus.

Der amerikanische Pragmatizismus ist von Beginn an aufs Engste verknüpft mit einer politischen Philosophie des Pluralismus und der Idee der „Demokratie als Lebensform“ (Dewey 1916; vgl. auch James 1909; Joas 2000). In der kulturhistorischen Psychologie ist die Dimension des Politischen fast komplett im Hintergrund. In der Sozioökonomik, die sich als politische Ökonomik versteht, ist sie wiederum zentral.³⁴ Sie erstrebt nicht das Aufdecken ökonomischer Gesetzmäßigkeiten, sondern fragt, wie ein Gemeinwesen seine Austauschverhältnisse organisiert und legitimiert. Man geht davon aus, daß dies in der Regel unter Bedingungen der Ungleichheit zwischen den gesellschaftlichen Akteursgruppen geschieht, wobei interessiert. Das wird analysiert in Begriffen von Verteilung, Privilegien, Status, Legitimation und Macht. Wenn Ungleichheit bereits in politischen und wirtschaftlichen Institutionen verkörpert ist, lassen sich diese auch nicht allein verstehen als emergentes Resultat individueller Wahlakte oder als rationale Vereinbarung aller Gleichen. Man fragt, welche Folgen Institutionen für unterschiedliche Akteursgruppen haben und für die Gemeinschaft insgesamt. Der Markt gilt dabei als eine Institution unter anderen, die selbst weiterer Institutionen als Voraussetzungen ihres Bestandes bedarf (Etzioni/Lawrence 1991).³⁵ Ein besonders drastisches Beispiel hierfür lieferten jüngst die Finanzmärkte.

(9) Gegenstandsorientierung – Selbstanwendung - Reflexivität: Die kulturhistorische Denkgrammatik impliziert Selbstanwendung; sie drängt jene, die ihr anhängen, zum bewußten Umgang mit der historischen Kontingenz ihrer Denkform sowie des in ihr repräsentierten Wissens und Nichtwissens.

„Das soziale Geschehen ist eine einheitliche Erscheinung. Aus seinem großen Strom hebt die ordnende Hand des Forschers die wirtschaftlichen Tatsachen gewaltsam heraus“, das schrieb Schumpeter 1912 (1987: 1). Was diese Hand heraushebt, unterliegt einer immer weiter fort-

³⁴ Wenn es in diesem Punkt erhebliche Unterschiede zwischen den einzelnen kulturhistorischen Positionen gibt, kann man dann überhaupt von einer gemeinsamen Prämisse sprechen? Ich meine ja. Erstens, deskriptiv, weil die Frage der Interessen und der sie legitimierenden Normen bei fast allen Ansätzen eine wichtige Rolle spielt; und dort, wo das nicht der Fall ist, nicht eine andere Logik steht, sondern eine Leerstelle. Zweitens kann man in pragmatischer Perspektive, wenn es um die Erklärung soziotechnischen Wandels und technischer Innovationen geht, grundsätzlich nicht ohne politisches Denken auskommen.

³⁵ „Sozioökonomie warnt ... vor einer Ideologisierung des Marktes und will den Markt als soziale Konstruktion verstanden wissen, der ohne die nötigen Institutionen und Mentalitäten nicht funktionieren kann“ (Bürgenmeier 1994: 9). Wirtschaftliches Handeln ist eingebettet, „es wird letztlich vom Wertsystem der Kultur bestimmt. Der Markt selbst könnte nicht existieren, bestünden nicht auch dauerhafte soziale Beziehungen zwischen den Individuen jenseits der Tauschvorgänge“ (Prisching 1995: 58).

schreitenden disziplinären Ausdifferenzierung. Diese ist in Form einer wachsenden Wissensteilung ist als Folge der systematisch erweiterten Wissensproduktion unvermeidlich, nicht aber das bislang dominante Prinzip der Wissensteilung entlang historisch mehr oder weniger kontingent entstandener akademischer Disziplinen. Wenn es aber keine „natürlichen“ Ganzheiten wie „die Psyche“, „das Soziale“ oder „das Ökonomische“ gibt, mit je eigenen „Gesetzmäßigkeiten“, mit denen sich eine jeweils eigenständige Disziplinen befassen könnten, dann kann das kulturhistorische Paradigma auch die historischen Schneidungen nicht als ein für allemal gegeben hinnehmen (oder sich mit immer neuen Bindestrich-Disziplinen zufrieden geben). Es stellt sie vielmehr kontinuierlich in Frage, mit der Frage, was der Erkenntnisgegenstand sei. Was oben als „Sozioökonomie“ bezeichnet wurde, ist daher eben keine „Brückendisziplin“, sondern eine gegenstandsorientierte Art, Sozialwissenschaft zu betreiben.³⁶

Ein Denkstil, der methodisch (also stets) nach den Wurzeln, den Entstehungs- bzw. Produktionsbedingungen des Wissens und damit auch nach dessen Grenzen fragt, kann sich selbst und sein eigenes Wissen von diesem methodischen Skeptizismus nicht ausnehmen. Insofern darf man vom kulturhistorischen Denkstil mehr innere Korrektive gegenüber jener Selbstreferenzialität erhoffen, die das akademische System und seine Disziplinen (sie selbst nennen es Autonomie) so hartnäckig befällt. Ich meine, man kann auch deutlich beobachten, daß Forschungstraditionen und Theorien, die diesem Denkstil nahe stehen, *Methodenvielfalt* und *Interdisziplinarität* offener als andere gegenüberstehen. Sie sehen sich jeweils angewiesen auf kooperative Beiträge verschiedener Wissenschaften, welche die Funktion und Herausbildung sozialer, kultureller, rechtlicher und ökonomischer Institutionen, sozialer Identitäten, Bedürfnisse und Subjektivitäten untersuchen.³⁷ Das gilt meist auch „nach innen“, für Theorien innerhalb einer Disziplin. Anders als Poppers *Theoriendarwinismus* (Feyerabend 1980: 103) neigt ein Denkstil, der von der prinzipiellen *Perspektivität* menschlicher Wahrnehmung ausgeht, auch eher einem Theoriepluralismus zu, der die Idee der Demokratie nicht aus dem Wissenschaftssystem heraushalten will.³⁸

(10) *Komplexität – Dynamik – Emergenz. Theorien des kulturhistorischen Denkstils sind Theorien der Selbstorganisation*

Diese Prämisse steht hier mit Bedacht an letzter Stelle, weil der kulturhistorische Denkstil sie mit einigen gegenwärtigen Denkstilen teilt. Sie verbindet ihn also mehr als andere Prämissen mit anderen Denkstilen und hat ihren Sinn gleichwohl nur dadurch, daß es andere Denkstile

³⁶ Das ist freilich das Gegenteil dessen, was Gutmann (2005) als Ziel interdisziplinärer Wissenschaft beschreibt: von den „Gegenständen und Themen der jeweiligen Wissenschaften“ auszugehen; „interdisziplinäres Wissen wäre dann sozusagen gegenstands-übergreifend“ (ebd.: 71).

³⁷ Bruno Freys Programmatik „Ökonomie ist Sozialwissenschaft“ (1990), drehte dagegen den Spieß um: Es gibt danach nichts, was eine (behavioral ein wenig entplatonisierte) neoklassische Ökonomik nicht besser erklären könnte.

³⁸ Für Feyerabend etwa, der seine Arbeit auch als Eintreten für eine tolerante Erkenntnistheorie verstand (in Duerr 1995: 42) wird „das Verhältnis von Vernunft und Praxis in einer freien Gesellschaft nicht theoretisch, also durch Konstruieren einer Theorie gelöst. ... Was entscheidet, ist das Zusammenfließen der Urteile von Gruppen freier Bürger, die ihr Leben auf die verschiedenste Weise an die ständig wechselnden materiellen, sozialen etc. etc. Bedingungen anpassen“ (1980: 37). Ein Satz, den man auch zitieren könnte, um Feyerabend als ausgeprägten Pragmatisten zu charakterisieren.

gibt, gegen die sie sich radikal abgrenzt. Diese Prämisse ist noch allgemeiner als die genannten und daher in den meisten bereits enthalten: Die Annahme, daß Gemeinschaften und Gesellschaften, ja generell die Welt des Lebendigen von solcher Komplexität und Interdependenz ist (interaktive Dynamik), daß Entwicklungen nicht determiniert sind, also langfristig unvorhersehbar.³⁹ Kulturelle Evolution hat keine Ziele, keinem Plan, keine Teleologie. Alle Theorien der Selbstorganisation bzw. der Emergenz teilen diese Annahmen und grenzen sich damit vom mechanistischen Weltbild ab. Dessen phänotypische Theorien halten die Berechenbarkeit der Welt nur für eine Frage der Zeit, bis genügend Wissen über Kausalitäten und sie abbildende Algorithmen akkumuliert werden konnte. In diesem Punkt sind etwa die Sozioökonomik und die evolutorische Ökonomik der Hayekschen Marktprozeßtheorie viel näher als der neoklassischen Ökonomik.

Allerdings haben Theorien, die auf einer solchen Grundlage entstehen – manche arbeiten mit dem Oberbegriff *Komplexitätstheorien* – ein gravierendes Problem mit ihrer empirischen *Überprüfbarkeit*. Vor allem dann, wenn man am klassischen naturwissenschaftliche Ideal des Hypothesentests Maß nimmt, das auf die Prüfung einzelner Kausalbeziehungen zielt. Hayek beispielsweise haben die Neoklassiker stets vorgeworfen, seine Theorie nicht in Form eines entsprechend prüfbareren „Modells“ vorgelegt zu haben. Dasselbe galt für Schumpeter. Das Problem verschärft sich, wenn das Prinzip des Sinnverstehens und die Frage nach einer ihm angemessenen Methodik hinzukommen. Das hat Folgen für den gesamten Wissenschaftsstil. Schumpeter konzipiert die sozioökonomische Position zum Verhältnis von Modellbildung und Wirklichkeitsbezug so: sie müsse die Balance halten zwischen gedanklicher Abstraktion in Gestalt der Idealtypisierung, und gehaltvoller Beschreibung von Realtypen.⁴⁰ Bürgermeier (1994: 9) vertritt allerdings die These: „wendet man das Friedmannsche Kriterium für Wissenschaftlichkeit, nämlich die Fähigkeit einer Theorie, richtige Voraussagen zu ermöglichen (Friedman 1953) ... an, so schneidet die Sozioökonomie besser ab als die neoklassische Wirtschaftstheorie.“ Feyerabend begründet seinen methodologischen Liberalismus und Anarchismus damit, daß jede Form der Erkenntnisgewinnung genutzt werden müsse, um den „Kontrast zwischen dem Reichtum der konkreten Erfahrungswelt auf der einen Seite der Armut, der ausgegorgelten Dürre abstrakter Überlegungen auf der anderen“ (1978b: 204) so gering wie möglich zu halten. Mit dem Problem der Überprüfbarkeit kulturhistorischer Theorien wird sich ein weiteres Paper dieser Reihe befassen.

³⁹ einige Denker, prototypisch Erich Jantsch (1979), sehen dieses Prinzip in der Welt als ganzer, im gesamten Universum am Werke, im größten wie im kleinsten Maßstab, auf subatomarer Ebene; begeisternd, wenn auch unfreiwillig die Probleme einer solchen Generalisierung aufzeigend, wenn sie ebenenspezifischen Qualitäten bzw. qualitativen Sprüngen nicht die gebührende Aufmerksamkeit widmet.

⁴⁰ Pointierter: “It is better to be roughly right than precisely wrong“, so Carveth Read (1898/2007: 272), dessen Satz fälschlicherweise stets J.M. Keynes zugeschrieben wird.

4 Fazit

Plädiere ich hier für eine eierlegende Wollmilchsau? Für einen dieser üblichen Holismen? Sind denn im Begriff „kulturhistorische Sozioökonomie“ nicht schon fast alle sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen genannt? Nun, letzteres ja, ersteres nein. Die skizzierten Prämissen sind sicher sehr allgemein. Das sollen sie aber auch sein, wenn sie ein Bauplan oder zumindest ein Prüfmuster abgeben sollen für Theorien jenseits der historisch eher zufälligen und zwangsläufig umstrittenen Demarkationen, mit denen akademische Disziplinen ihr Stückchen Feld in der Welt des Sozialen abstecken. Sie sollen aber nicht alles erklären, sondern beschreiben, wovon Erklärende ausgehen, was sie ‚for granted‘ nehmen und daher nicht explizieren, oft auch nicht reflektieren.

Was nützt das? Was kann man damit anfangen? Ich habe nicht die (eher erheiternde) Vorstellung, man könne nun ausgehend von diesem „Bauplan“ eine Theorie der Organisation, der zwischenbetrieblichen Kooperation oder der Innovationsfähigkeit von Grund auf neu errichten. Das ergibt sich schon aus der Selbstanwendung dieser Perspektive. Theorien platzen nicht wie Asteroiden in die Welt hinein. Sie entstehen mehr oder weniger evolutionär, aus der Weiterentwicklung bestehender Theorien, für die man sich entschieden hat, und aus der Abgrenzung gegenüber anderen, die man ablehnt.⁴¹ Ist dann der Untertitel meines Beitrags verfehlt? Nein, weil oder soweit der Bau eben ein fortwährender Prozeß ist, bei dem man sich verbauen und verzetteln, seinen Bau aber auch verbessern, verschlanken, eleganter und bedarfsgerechter machen kann, und das Fundament stabiler gegen Hochwasser oder Erschütterungen.

Sofern man die Axiome teilt, kann man prüfen, inwieweit ihnen der eigene theoretische Entwurf entspricht, mehr oder weniger in Bezug auf dieses oder jenes Axiom. Man kann dann in den weiteren Arbeiten versuchen, den bislang bleicheren Stellen mehr Farbe zu verleihen, ihnen mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Das wäre Arbeit an der *Konsistenz* der eigenen bzw. der adoptierten Theorie.

Man muß selbstredend nicht immer alles selbst machen. Oft ist das professionell weder möglich noch wünschenswert. Dafür gibt es schließlich die Arbeitsteilung. Eine Theorie der Sozialisation durch Arbeit beispielsweise muß keine Theorie des politischen Kontexts „aus Bordmitteln“ entwickeln, sowenig der Bäcker eigene Rühr- und Knetwerke konstruieren und daher Maschinenbau studieren muß. Er sollte aber schon die passenden Arbeitsmittel auswählen können, denn ein deutscher Bäcker hat z.B. handfestere Teige zu verarbeiten als ein italienischer. Einigen Vertretern der kulturhistorischen Psychologie beispielsweise ist bewußt, daß ihre Entwürfe bei der Modellierung des Politischen eine Schwachstelle haben. Sie können die Axiome nutzen, wenn sie sich hierfür anderer Theorien (z.B. der mikropolitischen Organisati-

⁴¹ Auf diese Weise, quasi im Ausloten des Weges entlang der beschriebenen Leitplanken, bauen wir an einer „evolutionistischen Theorie der Unternehmung“, die Wandel und Hysterese gleichermaßen gut erklären soll (dazu auch Moldaschl 2010b). Zumindest bei dieser Selbstanwendung zeigt sich, daß die Prämissen nicht zu allgemein sind, nicht zuviel einschließen, denn der größte Teil bestehender Unternehmenstheorien ist mit den genannten Prämissen aus meiner Sicht nicht vereinbar. Eine Theorie der betrieblichen oder sonstiger Innovation soll daraus im Übrigen nicht werden, wie schon im vorigen Text (Papers 8/2010) erläutert.

onstheorie versus einer neoinstitutionalistischen) bedienen und diese hinsichtlich ihrer Paßfähigkeit vergleichen wollen (Prüfung der *Kommensurabilität*).

Das ist dann eben kein Eklektizismus, sondern eine paradigmatisch begründbare Theorieintegration. Als Beispiel hierfür hatte ich Unternehmenstheorien genommen: wenn ein ansonsten überwiegend kulturhistorisch argumentierender Ansatz mal eben ein Akteurs- bzw. Konfliktmodell aus einer Rational-Choice-Theorie klaut, mag das für die rechtzeitige Abgabe eines Artikels oder Endberichts taugen. Theoretisch aber ist es extrem unbefriedigend, kurzatmig, kleinmütig. Man sollte sich in den Diskursen wechselseitig solche Abkürzungen vorhalten bzw. sich zum Bemühen um Konsistenz und Kommensurabilität ermuntern. Daß Eklektizismus nicht einmal als intellektuelles Kavaliersdelikt gilt, ist bedauerlich und trägt zur Reproduktion der herrschenden Beliebigkeit bei. Sicher, Eklektizismus ist besser als schlechte Theorie. Aber gute Theorie ist allemal besser als Eklektizismus. Nur sie ermöglicht überhaupt einen substanziellen Wettstreit um bessere Erklärungen. Um zwei Sorten von Theoriebrei hingegen kann man so wenig streiten wie über Geschmack.

Insofern kann man anhand der Axiome natürlich auch prüfen, wo der eigene Ansatz mit kulturhistorischen Prämissen nicht übereinstimmt, beim einen oder anderen Axiom eben doch andere Akzente setzt. Diese Axiome bzw. die Differenzen lassen sich dann stärker herausarbeiten. Das hat den Vorteil, Theorien besser miteinander vergleichen, sie besser um Erklärung konkurrieren zu lassen, die *Divergenz* der Theorien klarer hervortreten zu lassen.

Vielleicht ist der innere Zusammenhang der Basisannahmen doch nicht so eng, wie ich das unterstellt hatte. Zwar impliziert diese Unterstellung nicht, daß es einen bewußten Konsistenzabgleich zwischen den Annahmen gebe, wie ihn Theorien einfordern; doch warum sollte andererseits jemand, der Anthropologie (kultur)historisch versteht, Organisationen ahistorisch betrachten?

Das Herausarbeiten miteinander kompatibler Prämissen⁴² soll schließlich auch dem Versuch dienen, die wechselseitige Anschlußfähigkeit *zwischen disziplinären Diskursen* zu verbessern. Natürlich bemerkt man Konsonanzen und Resonanzen auch so. Aber warum sollte man darauf verzichten, den gemeinsamen Notenschlüssel zu benennen? Das Brückenschlagen zwischen sozialwissenschaftlichen Disziplinen und über sie hinaus ist permanent nötig. Die Welt richtet sich nicht nach den (immer kleineren) Kästchen, in die die akademische Parallelwelt sie einteilt. Das mit so großem Vorsprung dominierende Prinzip der Spezialisierung bedarf in größerem Maß der kompensatorischen Integration, wollen die (Sozial)Wissenschaften nicht die Nebenfolgen ihrer Arbeitsteilung als Thema an die Philosophie outsourcen.

⁴² sie formulieren quasi Cronbachs alpha der inneren Konsistenz auf der Ebene der Denkvoraussetzungen

Literatur

- Albert, G. (2005): Moderater methodologischer Holismus. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 57 (3), S. 387 – 413.
- Albert, H. (1982): *Die Wissenschaft und die Fehlbarkeit der Vernunft*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Albert, H. (1987): *Kritik der reinen Erkenntnislehre. Das Erkenntnisproblem in realistischer Perspektive*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Alemann, U. v. (1995): *Politikwissenschaftliche Methoden*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Altiparmak, S.C. (2001): *Institutionelle Unternehmenstheorie und unvollständige Faktormärkte*. Wiesbaden: DUV.
- Argyris, Ch.; Schön, D.A. (1978): *Organizational Learning. A Theory of Action Perspective*. Reading, Mass.: Addison Wesley.
- Berger, P.L.; Luckmann, T. (1966). *The social construction of reality*. Harmondsworth: Penguin Books. (dt: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt/M.: Fischer 1980).
- Boudon, R. (1983): Individual Action and Social Change: A No-Theory of Social Change. *British Journal of Sociology* 34: pp. 1-18.
- Bürgermeier, B. (1994): *Sozioökonomie. Für eine ethische Erweiterung der wirtschaftspolitischen Diskussion*. Marburg : Metropolis.
- Burns, E.M. (1931): Does institutionalism compete or complement with “orthodox economics”? *American Economic Review*, 12 (1), pp. 80-87.
- Cabell, J.B. (1971): *The Silver Stallion*. New York: Del Rey Ballantine (Orig. 1926).
- Chomsky, N. (1957): *Syntactic Structures*. The Hague: Mouton.
- Chomsky, N. (1968): *Language and Mind*. New York: Harcourt Brace & World.
- Commons, J.R. (1934): *Institutional Economics. Its Place in the Political Economy*. New York: Macmillan.
- Dahrendorf, R. (1965): *Homo Sociologicus*. Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Dewey, J. (1916). *Democracy & Education*. New York: Macmillan.
- Dopfer, K. (Ed.) (2004): *Principles of Evolutionary Economics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Dosi, G., Marengo, L.; Fagiolo, G. (2004). Learning in Evolutionary Environments. In: K. Dopfer (Ed.): *Principles of Evolutionary Economics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Engeström, Y. (1987): *Learning By Expanding: An Activity Theoretical Approach To Developmental Research*. Helsinki: Orienta Konsultit.
- Engeström, Y. (2005): *Developmental Work Research*. Berlin: Lehmanns.
- Etzioni, A. (1968): *The Active Society: A Theory of Societal and Political Processes*. New York: Free Press.
- Etzioni, A. (1988): *The Moral Dimension: Toward a New Economics*. New York: The Free Press.
- Etzioni, A.; Lawrence, P.R. (eds.) (1991): *Socio-Economics Toward a New Synthesis*. Armonk, NY: Sharpe.
- Feyerabend, P.K. (1975): *Against Method*. London: New Left Books.
- Feyerabend, P.K. (1978a): Versuch einer realistischen Interpretation der Erfahrung. Nachtrag zum Beitrag von 1958. In: P.K. Feyerabend: *Der wissenschaftstheoretische Realismus und die Autorität der Wissenschaften*. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg, S. 4-33.

- Feyerabend, P.K. (1978b): Kuhns Struktur wissenschaftlicher Revolutionen – ein Trostbüchlein für Spezialisten? In: P. Feyerabend: Der wissenschaftstheoretische Realismus und die Autorität der Wissenschaften. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg, S. 153-204.
- Feyerabend, P.K. (1978c): Die Wissenschaft und das Alltagsdenken. In: P.K. Feyerabend: Der wissenschaftstheoretische Realismus und die Autorität der Wissenschaften. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg, S. 121-137.
- Feyerabend, P.K. (1980): Erkenntnis für freie Menschen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fichtner, B. (2008): Lernen und Lerntätigkeit. Phylogenetische, ontogenetische und epistemologische Studien. Berlin: Lehmanns.
- Fleck, L. (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt/M.: Suhrkamp (Orig. 1935).
- Foss, K.; Foss, N.J. (2004): The Next Step in the Evolution of the RBV: Integration with Transaction Cost Economics. In: Moldaschl, M. (Ed.): Beyond the Resource Based View. Management Review, 15 (1), pp. 107-121.
- Foster, J.; Metcalfe, J.S. (Eds.) (2003): Frontiers of Evolutionary Economics: Competition, Self-Organization, and Innovation Policy. Cheltenham: Edward Elgar.
- Freeman, Ch. (1987): Technology, Policy, and Economic Performance : Lessons from Japan. London ; New York: Pinter.
- Frey, B. (1990): Ökonomie ist Sozialwissenschaft. Die Anwendung der Ökonomie auf neue Gebiete, München: Vahlen.
- Friedman, M. (1953): Essays in Positive Economics. Chicago: University of Chicago Press.
- Gergen, K.J. (1998): Constructionism and Realism: How are we to go on?, in: Parker, I. (Hg.), Social Constructionism, Discourse and Realism. London: Sage.
- Gergen, K.J.; Gergen, M.M. (1991): Toward Reflexive Methodologies. In: Steier, F. (Ed.): Research and Reflexivity. London et al: Sage, pp. 76-95.
- Giddens, A. (1988): Die Konstitution der Gesellschaft - Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt/New York: Campus.
- Granovetter, M. (1985): Economic action and social structure: The problem of embeddedness. In: American Journal of Sociology, 91: 481-510.
- Granovetter, M.; Swedberg, R. (eds.) (2005): The Sociology of Economic Life (3rd ed.). Boulder: Westview Press.
- Groeben, N. (Hrsg.) (1997): Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie. Bd. I: Metatheoretische Perspektiven. 1. Halbbd.: Gegenstandsverständnis, Menschenbilder, Methodologie und Ethik. Münster: Aschendorff.
- Groeben, N. (Hrsg.) (2001): Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie. Bd. II: Objekttheoretische Perspektiven. 1. Halbbd.: Sozialität, Geschichtlichkeit, Erlebnisqualitäten; kognitive Konstruktivität. Münster: Aschendorff.
- Gruchy, A.G. (1972): Contemporary Economic Thought. The Contributions of Neo-Institutionalist Economics. Augustus Kelley Publications.
- Gruchy, A.G. (1987): The Reconstruction of Economics: An Analysis of the Fundamentals of Institutional Economics. New York: Greenwood Press.
- Gutmann, M. (2005): Technikfolgenabschätzung - Theorie und Praxis, Jg. 14, Nr. 2, S. 69-74.
- Habermas, J. (1979): Wissenschaft und Technik als Ideologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp (Orig 1968).
- Hall, P.A.; Soskice D. (Eds.) (2001): Varieties of Capitalism: The Institutional Foundations of Comparative Advantage. Oxford: Oxford University Press.
- Hanson, R.N. (1958): Patterns of Discovery. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hanusch, H.; Pyka, A. (2007): Principles of Neo-Schumpeterian Economics. Cambridge J. of Economics, 31, 275-289.

- Hanusch, H.; Pyka, A.: (2007): Principles of Neo-Schumpeterian Economics. Cambridge Journal of Economics, 31: 275-289.
- Hartmann, D., Janich, P. (Hrsg.) (1998): Die Kulturalistische Wende. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Henning, C. (2005): Philosophie nach Marx: 100 Jahre Marxrezeption und die normative Sozialphilosophie der Gegenwart in der Kritik. Berlin: Transcript.
- Herrmann-Pillath, C. (2002): Grundriß der Evolutionsökonomik. München: Fink.
- Hodgson, G. (1998): Economics and Institutions. A Manifesto for a Modern Institutional Economics. Cambridge Polity Press.
- Hodgson, G. (2004): The Evolution of Institutional Economics: Agency, Structure and Darwinism in American Institutionalism. London: Routledge.
- Hoff, E.-H. (1992). Arbeit, Freizeit und Persönlichkeit. Wissenschaftliche und alltägliche Vorstellungsmuster. Heidelberg: Asanger.
- Jackson, N.; Carter, P. (1991): In Defence of Paradigm Incommensurability. Organization Studies 12(1), pp. 109-127.
- Jäger, W.; Meyer, H.J. (Hrsg.) (2003): Sozialer Wandel in soziologischen Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Jäger, W.; Weinzierl, U. (2007): Moderne soziologische Theorien und sozialer Wandel. Wiesbaden: VS.
- James, W. (1909): A pluralistic universe (Hibbert Lectures). New York, London: Longmans, Green & Co.
- James, W. (1977): Der Pragmatismus. Ein neuer Name für alte Denkmethode (hrsg. v. K. Oehler). Hamburg: Meiner (am. Orig. 1907).
- Janich, P.; Hartmann, D. (1996): Methodischer Kulturalismus. In: Hartmann, D.; Janich, P. (Hrsg.): Methodischer Kulturalismus. Frankfurt: Suhrkamp, S. 9-69.
- Jantsch, E. (1979): Die Selbstorganisation des Universums. München: Hanser.
- Jellinek, G. (1976): Allgemeine Staatslehre (3. Aufl.). Kronberg/Ts: Athenäum (Orig. 1906).
- Joas, H. (1992): Kreativität des Handelns. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Joas, H. (Hrsg.) (2000): Philosophie der Demokratie. Beiträge zum Werk von John Dewey., Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kahneman, D.; Knetsch, J.L.; Thaler, R. (1991): Anomalies: The endowment effect, loss aversion, and status quo bias. In: The Journal of Economic Perspectives, 5, pp. 193–206.
- Kahneman, D.; Tversky, A. (1979): Prospect theory: An analysis of decision under risk. In: Econometrica, 47, pp. 263–292.
- Kahneman, D.; Tversky, A. (2000): Choices, Values and Frames. Cambridge University Press.
- Kant, I. (1974): Kritik der reinen Vernunft (Bd. 1). Frankfurt/M.: Suhrkamp (Orig: 1787, 2. verb. Aufl.)
- Keynes, J.M. (1936): The General Theory of Employment Interest and Money. London: Macmillan.
- Kubon-Gilke, G. (1997): Verhaltensbindung und die Evolution ökonomischer Institutionen. Marburg: Metropolis.
- Kuhn, T.S. (1962): The Structure of Scientific Revolutions. Chicago: University of Chicago Press (dt: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1967).
- Kuhn, T.S. (1974): Logik der Forschung oder Psychologie der wissenschaftlichen Arbeit? In: I. Lakatos; A. Musgrave (Hrsg.): Kritik und Erkenntnisfortschritt. Band. 4 (3. Aufl.). Braunschweig: Vieweg, S. 1-24.
- Kuhn, T.S. (1978): Neue Überlegungen zum Begriff des Paradigmas. In: T.S. Kuhn: Die Entstehung des Neuen. Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte (hrsg. v. L. Krüger). Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 389-420.

- Lakatos, I. (1978): *History of Science and its Rational Reconstructions. The Methodology of Scientific Research Programmes: Philosophical Papers Volume 1.* Cambridge: Cambridge University Press.
- Laudan, L. (1977): *Progress and its Problems: Towards a Theory of Scientific Growth.* Berkeley and Los Angeles, CA: University of California Press.
- Lave, J. (Ed.) (1988). *Cognition in Practice.* Cambridge: Cambridge University Press.
- Leontjew, A.N. (1973) *Probleme der Entwicklung des Psychischen.* Frankfurt/M.: Fischer Athenäum.
- Leontjew, A.N. (1982): *Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit.* Köln: Pahl-Rugenstein (Orig. 1975).
- Litsche, G.A. (2004): *Theoretische Anthropologie.* Berlin: Lehmanns Media.
- Lorenz, K. (1941): *Kants Lehre vom Apriorischen im Lichte gegenwärtiger Biologie.* In: *Blätter für Deutsche Philosophie* 15, S. 94-125.
- Luhmann, N. (1993): „Was ist der Fall?“ und „Was steckt dahinter?“ *Die zwei Soziologien und die Gesellschaftstheorie.* Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge 3 (Abschiedsvorlesung). Univ. Bielefeld.
- Lukacs, G. (1923): *Geschichte und Klassenbewusstsein.* Berlin: Malik.
- Lurija, A. (2002): *Kulturhistorische Humanwissenschaft. Ausgewählte Schriften* (hrsg. v. W. Jantzen). Berlin: Lehmanns Media.
- Mannheim, K. (1980): *Strukturen des Denkens* (hrsg. v. D. Kettler, V. Meja, N. Stehr). Frankfurt/M.: Suhrkamp (Orig: 1922, 1924).
- Manstetten, R. (2000): *Das Menschenbild der Ökonomie. Der homo oeconomicus und die Anthropologie von Adam Smith.* Freiburg, München: Karl Alber Verlag.
- Marx, K. (1953): *Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, MEW 42.* Berlin: Dietz (Orig. 1858).
- Marx, K. (1968): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Band III: MEW 25.* Berlin: Dietz (Orig. 1894).
- Matthäus, W. (1999): *Denken dialektisch gedacht.* Innsbruck, Wien: Studien-Verlag.
- Mennicken, A.; Vollmer, H. (Hrsg.) (2007): *Zahlenwerk. Kalkulation, Organisation und Gesellschaft.* Wiesbaden: VS.
- Metcalf, J.S. (1998): *Evolutionary Economics and Creative Destruction.* London: Routledge.
- Miettinen, R. (2009): *Dialogue and Creativity Activity Theory in the Study of Science, Technology and Innovations.* Berlin: Lehmanns Media.
- Moldaschl, M. (2002): *Das Subjekt als Objekt der Begierde. Die Perspektive der ‚Subjektivierung von Arbeit‘.* In: *Managementforschung* 12, S. 245-280.
- Moldaschl, M. (2003): *Von der Personalwirtschaftslehre zur Wirtschaftslehre der Person.* In: M. Moldaschl; F. Thiessen (Hrsg.): *Neue Ökonomie der Arbeit.* Marburg: Metropolis, S. 88-112.
- Moldaschl, M.: (2009): *Erkenntnisbarrieren und Erkenntnisverhütungsmittel.* In: J. Kramer; H. Stark; F.v. Ameln: *Organisationsberatung beobachtet.* Wiesbaden: VS, S. 301-312.
- Moldaschl, M. (2010a): *Depistemologie des Organisationslernens.* In: Ch. Heidsiek; J. Petersen, J. (Hrsg.): *Organisationslernen im 21. Jahrhundert. Festschrift für Prof. Dr. Geißler.* Frankfurt/M.: Peter Lang, S. 89-100.
- Moldaschl, M. (2010b): *Das Elend des Kompetenzbegriffs. Kompetenzkonstrukte in der aktuellen Unternehmenstheorie.* In: M. Stephan; W. Kerber; T. Kessler; M. Lingenfelder (Hrsg.): *25 Jahre ressourcen- und kompetenzorientierte Forschung.* Wiesbaden: Gabler, S. 3-40.
- Moldaschl, M., Stehr, N. (2010): *Eine kurze Geschichte der Wissensökonomie.* In: M. Moldaschl, N. Stehr (Hrsg.): *Wissensökonomie und Innovation.* Marburg: Metropolis, S. 9-75.
- Nelson, R.R.; Winter, S.G. (1982): *An Evolutionary Theory of Economic Change.* Cambridge, Mass.: Belknap Press.

- North, D.C. (2005): *Understanding the Process of Economic Change*. Princeton: Princeton University Press.
- Pape, H. (Hrsg.) (1994): *Kreativität und Logik. Charles S. Peirce und das philosophische Problem des Neuen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Patzelt, W. (Hrsg.) (2007): *Evolutorischer Institutionalismus. Theorie und empirische Studien zu Evolution, Institutionalität und Geschichtlichkeit*. Würzburg: Ergon.
- Pettit, P. (1993): *The Common Mind: An Essay on Psychology, Society and Politics*. New York: Oxford University Press.
- Popper, K.R. (1989): *Logik der Forschung*. Tübingen: J.C.B. Mohr (Orig. 1935).
- Popper, K.R. (1993): *Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf*. Hamburg: Hoffman & Campe (Orig. 1973).
- Prisching, M. (1995): *Sozioökonomie in der Tradition Schumpeters*. In: K.S. Althaler; E. Matzner; M. Prisching; B. Unger (Hrsg.): *Sozioökonomische Forschungsansätze*. Marburg: Metropolis, S. 43-69.
- Read, C. (2007): *Logic, deductive and inductive*. Gloucester: Dodo Press (Orig. 1898, G. Richards Publ.).
- Reckwitz, A. (2000): *Die Transformation der Kulturtheorien*. Weilerswist: Velbrück.
- Reuter, N. (1994): *Der Institutionalismus. Geschichte und Theorie der evolutionären Ökonomie*. Marburg: Metropolis.
- Richter, R. (1994): *Institutionen ökonomisch analysiert*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Riedl, R. (1982): *Evolution und Erkenntnis*. München: Piper.
- Rogoff, B. (1998): *Cognition as a collaborative process*. In: D. Kuhn, R.S. Siegler (Eds.): *Cognition, perception and language* (5th ed.). New York: Wiley, pp. 679-744.
- Rogoff, B. (2003): *The Cultural Nature of Human Development*. New York: Oxford University Press.
- Rorty, R. (ed.) (1992): *The Linguistic Turn. Essays in Philosophical Method*. Chicago: University of Chicago Press (Orig. 1967).
- Rosenberg, N. (1982). *Inside the Black Box: Technology and Economics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Samuels, W.J. (1972): *The scope of economics historically considered*. *Land Economics*, 48 (3), pp. 48-68.
- Schapfel, F. (1995): *Kritische Rezeption der sowjetischen Tätigkeitstheorie und ihre Anwendung*. Darmstadt: Leuchtturm.
- Schmölders, G. (1953): *Ökonomische Verhaltensforschung*. In: *ORDO, Jahrbuch für die Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft*, Band V, S. 203-244.
- Schmölders, G. (1978): *Verhaltensforschung im Wirtschaftsleben. Theorie und Wirklichkeit*. Reinbek: Rowohlt.
- Schönböck, W.; Blaas, W.; Bröthaler, J. (Hrsg.) (2008): *Sozioökonomie als multidisziplinärer Forschungsansatz. Eine Gedenkschrift für Egon Matzner*. Wien, New York: Springer.
- Schumpeter, J.A. (1980): *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie* (6. Aufl.). Tübingen: Francke (Orig 1942).
- Schumpeter, J.A. (1987): *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* (7. Aufl.). Berlin: Duncker & Humblot (Orig 1912).
- Spinner, H.F. (1974): *Pluralismus als Erkenntnismodell*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Spinner, H.F. (1978): *Popper und die Politik. Band 1: Geschlossenheitsprobleme*. Berlin, Bonn: Dietz.
- Suchman, L.A. (1987): *Plans and situated actions*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.
- Swedberg, R. (1990): *Economics and Sociology: Redefining Their Boundaries*. Princeton: Princeton University Press.

- Swedberg, R. (1998): Max Weber and the Idea of Economic Sociology. Princeton: Princeton University Press.
- Veblen, T. (1898): Why is Economics not an Evolutionary Science?. The Quarterly Journal of Economics, 12 (4), pp. 373-397.
- Volpert, W. (1999): Wie wir handeln – was wir können. Ein Disput als Einführung in die Handlungspsychologie. Sottrum: Artefact.
- Waschkuhn, A. (2001): Pragmatismus. Sozialphilosophische und erkenntnistheoretische Reflexionen zu den Grundelementen einer interaktiven Demokratie. München, Wien: Oldenbourg.
- Weber, M. (1972): Wirtschaft und Gesellschaft - Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen: Mohr. (5. Aufl., Orig. 1922).
- Weick, K.E. (1985): Der Prozeß des Organisierens. Frankfurt/M.: Suhrkamp (engl. Orig 1969).
- Wendel, H.J. (1990): Moderner Relativismus. Zur Kritik antirealistischer Sichtweisen des Erkenntnisproblems. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Wenger, E. (1998): Communities of Practice: Learning, Meaning and Identity. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wertsch, J.V. (1991): Voices of the Mind: A Sociocultural Approach to Mediated Action. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Witt, U. (2003): The Evolving Economy: Essays on the Evolutionary Approach to Economics. Cheltenham: Edward Elgar.
- Wygotski, L.S. (1977): Denken und Sprechen. Frankfurt/M.: Fischer (Orig. 1934).
- Wygotski, L.S. (1978): Mind in Society. The Development of Higher Psychological Processes (ed. by Michael Cole). Cambridge: Harvard University Press.
- Zürn, M. (2001): Politik in der postnationalen Konstellation. Über das Elend des methodologischen Nationalismus. In: C. Landfried (Hrsg.): Politik in einer entgrenzten Welt. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik, S. 181-203.

Reich, K.: Die Ordnung der Blicke. Band 1: Beobachtung und die Unschärfen der Erkenntnis. Neuwied u. a. Luchterhand 1998 a

Reich, K.: Die Ordnung der Blicke. Band 2: Beziehungen und Lebenswelt. Neuwied u. a. Luchterhand 1998 b

Reich, K.: Interaktionistisch-konstruktive Kritik einer universalistischen Begründung von Ethik und Moral.
In: Burckhart, H./Reich, K.: Begründung von Moral: Diskursethik versus Konstruktivismus. Würzburg Königshausen und Neumann 2000

Reich, K.: Konstruktivistische Ansätze in den Sozial- und Kulturwissenschaften. In: Hug, T. Hg.: Wie kommt die Wissenschaft zu ihrem Wissen?, Bd. 4. Baltmannsweiler Schneider 2001 a